



Inhalt

- 207 Wärmeofen und Rohstahlpuffer (die neue Tiefenanlage der Hoesch-Westfalenhütte)
- 212 Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie
- 213 Dr. Wimmer zum 65. Geburtstag
- 214 Generalversammlung der IG Bergbau
- 215 Hoesch-Mitarbeiter im Bundestag
- 218 Haargenau ist ungenau - Zahnradprüfung bei MFD
- 221 Hohe Schule des Innentransports
- 222 Fernsehen auf der Westfalenhütte
- 223 Walter Freitag gestorben
- 224 „Hier wollen wir bleiben!“ - das Hoesch-Fertighaus in Hohenlimburg
- 227 Fürst Leopold-Baldur auf dem Festzug in Wulfen
- 228 Passiert - notiert - fotografiert
- 230 50 Jahre bei uns
- 231 Alle Wege führen nach Brüssel
- 236 Macht und Ohnmacht des Eigentums
- 238 Schönheit aus der Hand - Schönheit durch die Maschine
- 241 Mit Falkenaugen und Siebenmeilenstiefeln - II. Teil
- 244 Fünf Jahre WERK UND WIR
- 246 Die Gröppel-Sammlung im Dortmunder Ostwall-Museum
- 251 Mehr Platz zum Spielen
- 252 Lok Nr. 16 ging in den Hoesch-Park in Pension
- 253 Jubilare
- 255 Fotowettbewerb



Sind Sie dabei?

**Das Hoesch-Steckenpferdturnier
steht vor der Tür**

Drei Jahre sind es nun schon her, daß WERK UND WIR das erste Steckenpferdturnier veranstaltete. Unser Aufruf an alle Belegschaftsmitglieder, auf einer Ausstellung die Leistungen ihrer schöpferisch verbrachten Mußestunden zu zeigen, fand ein unerwartet großes Echo. Über 350 Arbeiten von Belegschaftsmitgliedern aus unseren Werken in Dortmund, Essen, Hagen, Hohenlimburg, Hiltrup, Wuppertal, Trier, Homburg und aus Werken und Niederlassungen in anderen Städten konnten in die Ausstellung aufgenommen werden, die zahlreiche Belegschaftsmitglieder besuchten. Die ausgestellten Gemälde, Aquarelle, Fotos, Plastiken, Schmiedearbeiten, Handarbeiten, Holzarbeiten aller Art, Sammlungen, Gedichte und viele andere Dinge beeindruckten die Besucher und regten sie zur eigenen Freizeitbeschäftigung an. Vielen wird dabei erst aufgegangen sein, wie sehr ein Steckenpferd zur inneren Bereicherung beitragen kann.

Nun steht das zweite Hoesch-Steckenpferdturnier vor der Tür. Im Oktober werden eine große Anzahl von Freizeitarbeiten ausgestellt. Schon jetzt haben sich viel mehr Belegschaftsmitglieder zur Teilnahme gemeldet als bei unserem ersten Steckenpferdturnier. Und dennoch glauben wir, daß noch weitere Belegschaftsmitglieder beachtenswerte Liebhabereien pflegen, die durchaus geeignet sind, auf unserem Steckenpferdturnier gezeigt zu werden. Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen; auch viele, die mit ihren eigenen Arbeiten nicht zufrieden sind, werden doch eine anerkennenswerte Leistung zuwegegebracht haben. Falsche Bescheidenheit ist hier am wenigsten am Platze. Darum nochmals unsere Bitte: Jeder möge mitmachen! Schreiben Sie uns eine Postkarte mit Ihrem Namen, dem Werk, bei dem Sie tätig sind, und teilen Sie uns das Steckenpferd mit, mit dem Sie sich an unserer Ausstellung beteiligen wollen. Schreiben Sie an: Schriftleitung WERK UND WIR, Hoesch Werke AG, Dortmund, Eberhardstraße 12.

Wir hoffen, auch Sie sind dabei! Wir erwarten auch Ihre Nachricht!

Titelseite: In der Adjustage der Hoesch-Westfalenhütte wird das Walzgut auslieferungsfertig gemacht. Unser Bild zeigt Leo Ende beim Abbrennen einer Schrottante

Rückseite: Auch mit diesem Gerät - es ist das Evolventen-Prüfgerät - prüft die Maschinenfabrik Deutschland die Genauigkeit der von ihr hergestellten Zahnräder. Rudi Schelkmann stellt gerade den Grundkreis ein



WERK *und* WIR

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE MITARBEITER
UND FREUNDE DER HOESCH WERKE AG

6. JAHRGANG

JULI 1958

HEFT 7



ALTENESENER BERGWERKS-AG
Essen-Altenessen



HOESCH BERGWERKS-AKTIENGESELLSCHAFT
Dortmund



HOESCH-WESTFALENHÜTTE AG
Dortmund



HOESCH WALZWERKE AG HOHENLIMBURG
Hohenlimburg



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK FEDERSTAHL
Kassel



DÖRKEN AKTIENGESELLSCHAFT
Gevelsberg



DORTMUNDER DRAHTSEILWERKE GMBH
Dortmund

CARL FLÖGGE GMBH
Hamburg



SCHMIEDAG AKTIENGESELLSCHAFT
Hagen i. Westf.



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK RUEGENBERG
Olpe i. Westf.



SCHWINN AKTIENGESELLSCHAFT
Homburg/Saar



TRIERER WALZWERK AKTIENGESELLSCHAFT
Wuppertal-Langerfeld und Trier



MASCHINENFABRIK DEUTSCHLAND AG
Dortmund



HOESCH ROHRWERKE AG
Hiltrup und Hagen



BECKE-PRINZ GMBH
Dortmund und Hemer



HOESCH EISENHANDEL MBH
Dortmund



HOESCH REEDEREI UND KOHLENHANDEL GMBH
Essen-Altenessen



HOESCH DÜNGERHANDEL GMBH
Dortmund



HOESCH EXPORT GMBH
Dortmund



HOESCH LIMITED
London



HOESCH ITALIANA
Mailand



AMERICAN HOESCH INC.
New York

INDUSTRIEWERTE AG
Dortmund

Gesamtbelegschaft: 52 810

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter und Freunde der Hoesch Werke Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Werke Aktiengesellschaft, Dortmund. Verantwortlich: Dr. jur. Harald Koch. Schriftleitung: Johannes Hoischen und Erhard

Jahn. Anschrift der Schriftleitung: Dortmund, Eberhardstraße 12, Telefon: 301 41. Fernschreiber: 0822 294, 0822 123. Druck: M. DuMont Schauberg, Köln. Wörtlicher Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet. WERK UND WIR erscheint monatlich.

Bildnachweis: Titelbild: Kreuzner, Dortmund; Rückseite und drei Farbinnenseiten: Kampmann, Dortmund; eine Farbinnenseite: Korte, Dortmund; Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Cekade, Dortmund; DPA; Heimer, Hohenlimburg; IG Bergbau; Historisches Bildarchiv Handke, Bad Berneck; Hering, Kampmann, Kreuzner, Steffen, alle Dortmund; Dr. Seifert, Stuttgart; Dr. Wolff & Tritschler, Frankfurt a.M.; Werk- und Privatfotos. Graphische Gestaltung und Zeichnungen: Harry Esser, Dortmund, und Karl Georg Schmidt, Dortmund.

Wärmeofen und Rohstahlpuffer

Die neue Tiefofenanlage der Hoesch-Westfalenhütte

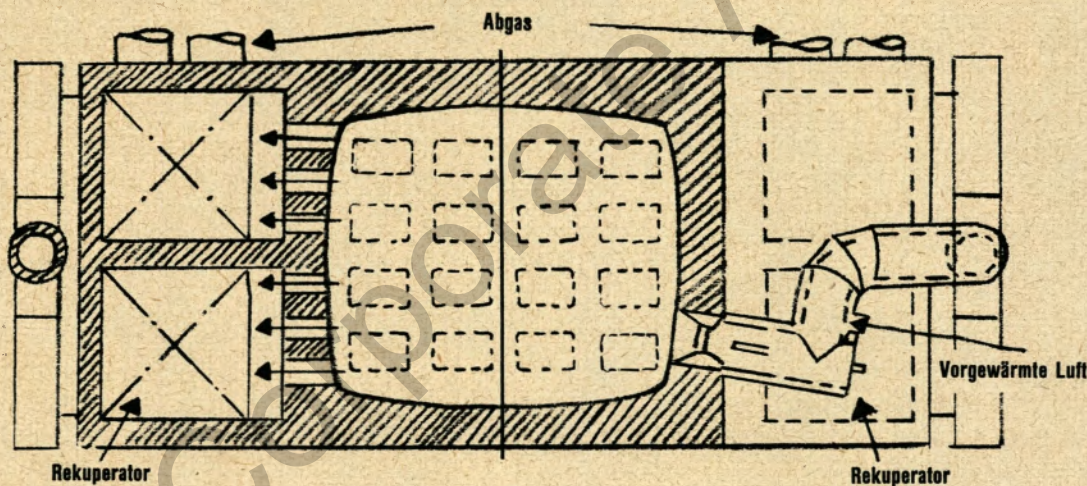
In langer Reihe stehen die Kokillen im Stahlwerk. Der vergossene Rohstahl erkaltet in ihnen zu Blöcken. Jeder einzelne Block erstarrt von Rand zur Mitte hin, so daß sich ständig über dem Blockquerschnitt Temperaturunterschiede ergeben. Den Qualitätswünschen angepaßt, wechselt die „Standzeit“ der Blöcke in den Gießgruben. Dann werden sie über die Tiefofenanlage dem Walzwerk zugeführt. Dort braucht man zur Weiterverarbeitung einen gleichmäßig angewärmten Block – er darf keinen unterschiedlichen „Temperaturquerschnitt“ haben. Nur so ist die bestmögliche Walzbarkeit gewährleistet.

Die stoßweise anfallenden Rohstahlblöcke lassen nicht immer einen gleichmäßigen Durchsatz im Walzwerk zu. Ebenso Blöcke, die zuvor aus qualitativen Gründen gehobelt oder geflämt worden sind. Andererseits gleicht ein Vorrat an kalten Blöcken zeitlich begrenzte Stillstände der Walz- und Stahlwerke aus. Die Tiefofenanlage dient also dazu, einerseits die Temperaturunterschiede in frischen Blöcken auszugleichen und andererseits auf Vorrat gelagerte Blöcke anzuwärmen.

Die alten Zellenöfen

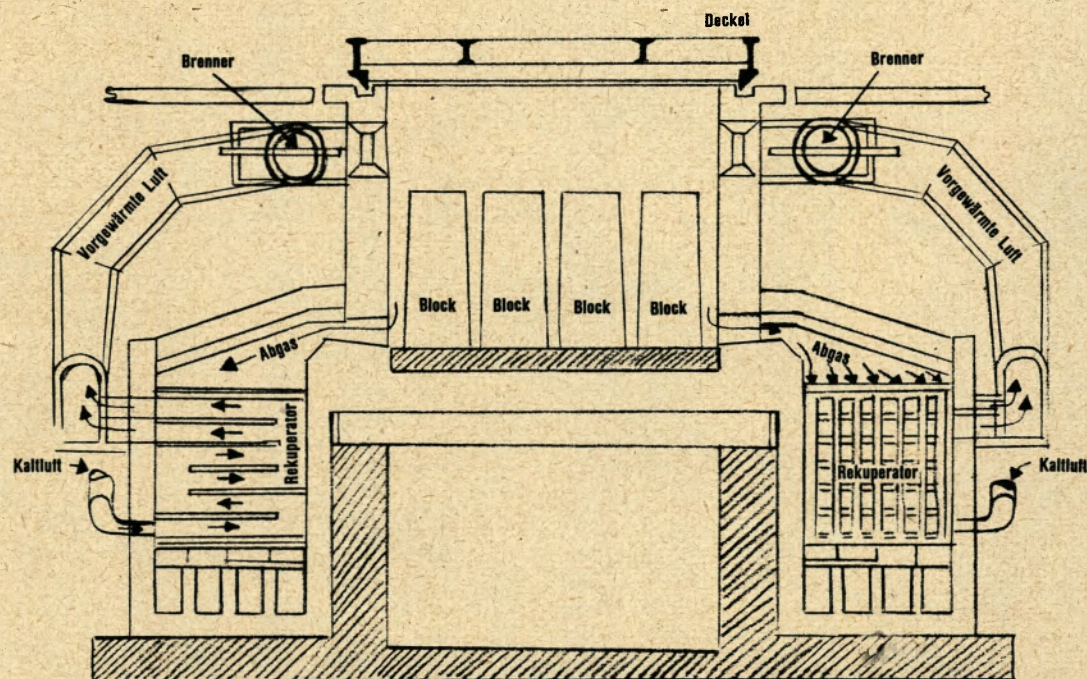
Vor dem Bau der neuen Tiefofenanlage auf der Hoesch-Westfalenhütte wurden die Rohblöcke für die Walzwerke I und III ausschließlich in Zellenöfen erwärmt. Zwölf bis fünfzehn einzelne Zellen bilden eine Ofeneinheit. Von den elf Ofeneinheiten sind neun durch Koksgas mit einem Heizwert von 4300 Wärmeeinheiten und zwei durch Gichtgas mit rund 1000 Wärmeeinheiten je Kubikmeter Gas beheizt. Bei diesen Öfen wird ein Teil der Blöcke direkt von den Flammen berührt. Das führt leicht zu Überhitzungen, so daß an diesen Stellen der Stahl „verbrennen“ kann. Die ungleichmäßige Erwärmung beeinträchtigt aber auch die Qualität des Walzgutes. Die Abgase von fünf Feuern gehen über einen natürlichen Kaminzug verloren, während sie bei vier Feuern über einen Abhitzekeßel geleitet werden und dadurch Energie zurückgewonnen wird. Die Abgase der restlichen zwei Feuer werden zur Gas- und Luftvorwärmung benutzt. Das ist bei Gichtgasbeheizung notwendig, um erhöhte Verbrennungstemperaturen zu erreichen, ohne die Gichtgas für die Beheizung der Zellenöfen nicht zu gebrauchen wäre.

Die mit Koksgas betriebenen Feuer sind schwer zu bedienen, da die Oberbrenner, um eine



Unsere beiden Zeichnungen veranschaulichen den Aufbau der neuen Tiefofenanlage. Die obere gibt den Blick von oben auf einen Ofen wieder. Man erkennt im »Gefäß« sechzehn Blockstandplätze. Rechts und links vom Gefäß befinden sich die Vorwärmkammern. Rechts ist ein Brenner eingezeichnet, links sechs am Boden des Ofens befindliche Abgaszüge

Die unten abgebildete schematische Zeichnung gibt einen Längsschnitt durch die Anlage wieder. In der Mitte wieder das Gefäß mit stehenden Blöcken, darüber der fahrbare Deckel. Links ist schematisch dargestellt, wie kalte Luft in die vom Abgas erhitzten Rekuperatoren einströmt und erwärmt wird, bevor sie mit dem aus dem Brenner strömenden Gichtgas ins Gefäß gelangt





17 nB 25

544

524

530

◀ Von hier, dem SM-Werk II der Hoesch-Westfalenhütte, kommt der Stahl zu Blöcken gegossen zur Tiefofenanlage. Auf unserem Bild strömt der Stahl über einen Trichter aus einer Pfanne in die Kokillen, in denen er zu Blöcken erstarrt

scharfe Flamme zu vermeiden, mit Gasüberschuß gefahren werden. Auch ändert sich laufend die Temperatur dieser Öfen durch den Einsatz kälterer Blöcke oder durch Verschmutzungen in den Koksgasleitungen. Die Ofenleute müssen somit ihre Einstellungen laufend den veränderten Verhältnissen anpassen. Zu diesem „Nachstellen von Hand“ gehören Einfühlungsvermögen und langjährige Erfahrungen.

Da jedes mit natürlichem Kaminzug versehene Feuer sofort seine Leistung ändert, wenn stark abgekühltes Material eingesetzt wird, reicht der Wärmeeffekt der Zellenöfen nicht aus, die teilweise erkalteten Blöcke „kurzzeitig“ auf Walztemperatur zu bringen oder größere Mengen kalter Blöcke vorzuwärmen.

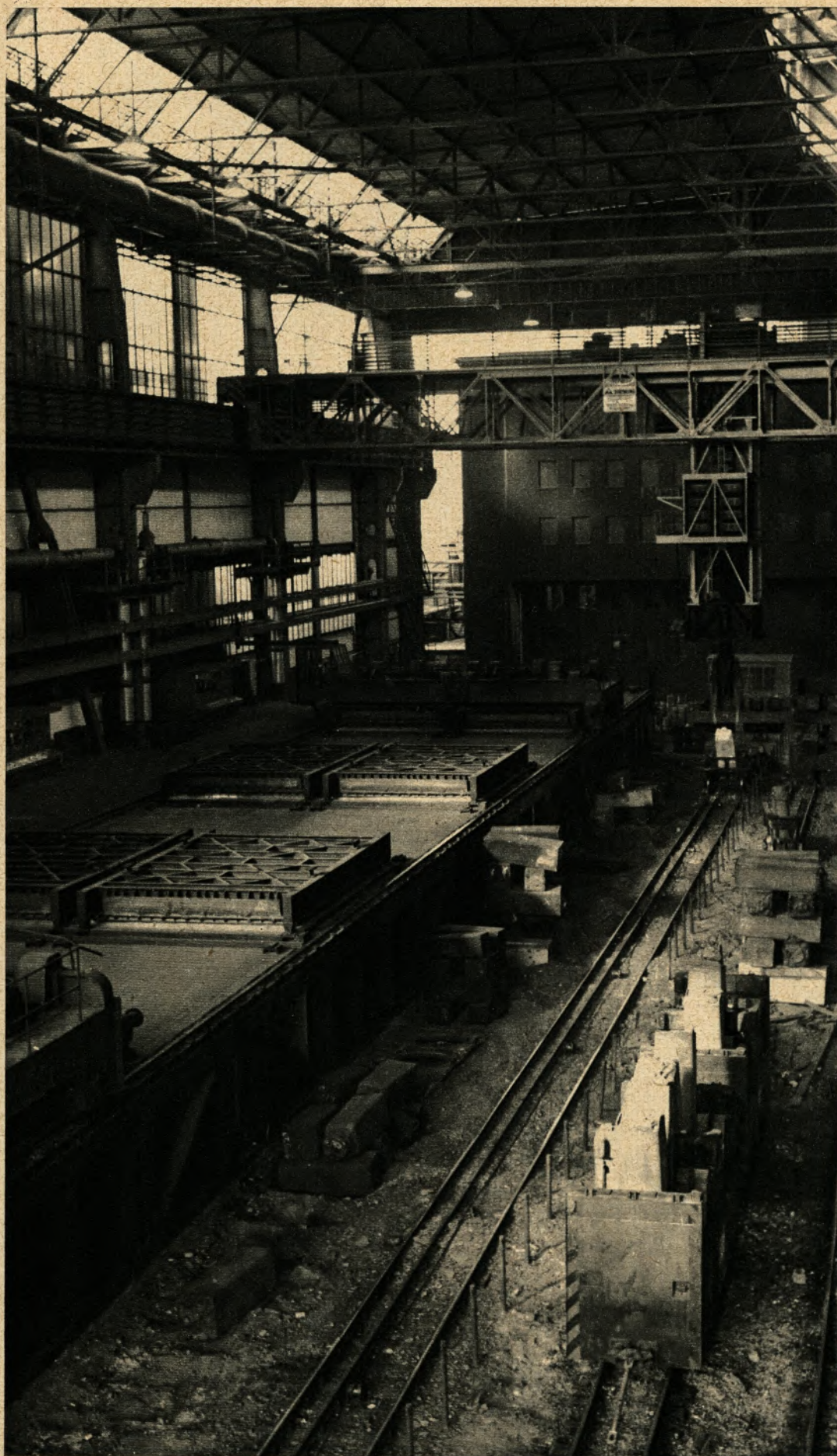
Die alten Tiefofen wurden also immer dann zum Engpaß, sobald sich der Transport von heißen Blöcken verzögerte, die Blöcke unterwegs stark abkühlten und „schwarz“ in die Öfen kamen. Auch die Tatsache, daß ungleichmäßig gewärmte Blöcke schlechter zu walzen sind als gleichmäßig durchwärmte Blöcke, bewirkte die teilweise geringen Durchsätze an der Blockstraße. Die höhere Rohstahlerzeugung nach der Inbetriebnahme des Stahlwerks III verlangte ein stetiges Arbeiten der Blockstraße. Während die alte Tiefofenanlage 80 000 Tonnen Blöcke je Monat in qualitativ befriedigender Form durchsetzte, wuchs durch die vergrößerte Stahlkapazität unser Lager allmählich auf 60 000 Tonnen Blöcke an, während die Walzenstraßen zweiter Hitze und Hohenlimburg nicht voll mit Halbzeug versorgt werden konnten.

Acht Einzeltieföfen mit je sechzehn Blockstandplätzen

Um die Blockstraßenleistung zu erhöhen und um die Qualität weiterhin zu verbessern, erfolgte die Erweiterung der Tiefofenanlage. Für den Ausbau wurden vier Doppelöfen vom System Amsler-Morten (Amco) als Zweiwegöfen erbaut. Sie entsprechen acht Einzeltieföfen mit je sechzehn Blockstandplätzen. Durch diesen Neubau stieg die Zahl der verfügbaren Standplätze unserer Tiefofenanlage einschließlich der noch verbliebenen Feuer in der alten Tiefgrube auf 199 – das bedeutet für die Blockstraße I eine Durchsatzmöglichkeit von 110 000 Tonnen monatlich. Die Amco-Öfen sind Großraumöfen mit einer Abmessung von etwa 5500 Millimeter Länge, 3200 Millimeter Breite und 4000 Millimeter Tiefe. Die Brenner dieser Öfen liegen einander an den beiden Schmalseiten oberhalb der Blockköpfe diagonal gegenüber. Die Rauchgasabzüge sind entsprechend am Ofenherd angeordnet. Durch diese Anordnung wird erreicht, daß das Rauchgas sowohl horizontal als auch vertikal im Ofen zirkuliert. Bei richtiger Standplatzanordnung in der Kammer umspülen und durchwärmen die Gase alle Blöcke gleichmäßig im Gegensatz zur alten Tiefofenanlage, wo die Gefahr einer ungleichmäßigen Durchwärmung besteht. Die Beheizung der neuen Öfen erfolgt durch Gichtgas. In der Hochofenanlage fallen täglich große Mengen Gichtgas an. Dieses Gas wird der Hochofenanlage selbst, anderen Werksanlagen und der Kokerei der Zeche Kaiserstuhl zugeführt. Aber trotzdem bleibt immer noch Gichtgas ungenutzt. Es bietet sich deshalb als Energie-

► Ein Stripperkran der Maschinenfabrik Deutschland setzt einen Block in den Ofen ein





1 Auf dieser Teilansicht der neuen Tiefofenanlage erkennt man links vier durch Deckel verschlossene Öfen. Dahinter schließt ein Deckelwagen einen weiteren Ofen. Der große, von der Maschinenfabrik Deutschland gebaute Tiefofenkrane setzt einen walzwarmen Block in den „Blockflitzer“ ein, der ihn zum Übergabekran von Walzwerk I befördert. Im Vordergrund rechts Wagen mit warmen Blöcken vom SM-Werk

2 Je zwölf Zellen bilden einen Ofen bei der alten Tiefofenanlage vor Walzwerk I. Der Tiefofenkrane beim Einsetzen eines Blockes

3 Der walzwarme Block wird aus einer Zelle gezogen

4 Aus einem anderen Blickwinkel gesehen: der Deckelwagen mit dem Tiefofendeckel und das Führerhaus, von dem er gesteuert wird

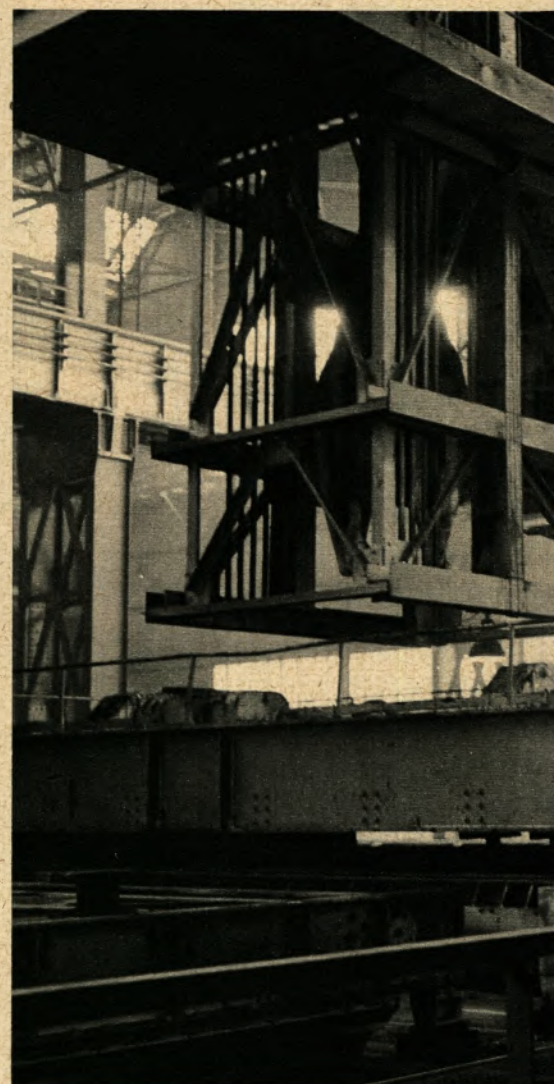
5 Diese Ansicht der neuen Tiefofenanlage zeigt links die Steuerstände, von denen aus Gas, Luft, Druck usw. im Ofen geregelt werden, rechts vorn das Führerhaus eines Deckelwagens und im Hintergrund den zweiten Deckelwagen

quelle für die Tiefofenanlage geradezu an. Das Gichtgas hat einen Heizwert von etwa 1000 Wärmeinheiten und muß auf 450 bis 500 Grad Celsius vorgewärmt werden, um die notwendigen hohen Flammentemperaturen zu erreichen. Das geschieht in Stahlröhrenrekuperatoren (vereinfacht dargestellt: die heißen Abgase strömen in ein Röhrensystem, an dem die kalte Luft vorbeistreicht und dabei erwärmt wird). Die Gasrekuperatoren sind im Abgaskanal hinter keramischen Rekuperatoren für die Luftvorwärmung geschaltet. In ihnen wird die Luft auf etwa 900 Grad Celsius vorgewärmt. Keramische Ausführung ist erforderlich, weil hier die Abgastemperatur etwa 1500 Grad Celsius beträgt. Während bei den alten Zellenöfen die Temperatur und der Ofendruck von Hand geregelt werden, geschieht dies bei den Amco-Öfen vollautomatisch. Das heißt, der Ofenmann stellt die gewünschte Temperatur an einem Regler ein, der seinerseits die benötigte Gas- und Luftmenge dosiert. Der Ofen ist hermetisch abgeschlossen, und deshalb kann auch der Herdraumdruck über Abgasklappen gleichmäßig gehalten werden, was bei den verhältnismäßig undichten Zellenöfen nicht möglich ist. Durch das Zusammenwirken der verschiedenen Reguliereinrichtungen erreicht man eine gleichmäßige Durchwärmung des Walzgutes, eine erhebliche Qualitätsverbesserung, einen geringen Abbrand durch Zunderausbildung und eine bessere Wärmeausnutzung.

Produktionssteigerung durch neuen Tiefofen

Eine Sprechanlage verbindet die Öfen mit dem Leitstand. Durch optische Signale wird die Rohblockzufuhr von dem Rangierer und dem ersten Ofenmann gelenkt.

Das ziehrefreie Material aus dem neuen Tiefofen wird mit einem auf Normalspur fahrenden





2



3

Wagen transportiert – er wird Blockflitzer genannt. Das Halten vor den entsprechenden Öfen, die Beschleunigungen und Verzögerungen werden vollautomatisch gesteuert. Die Fahrtstrecke beträgt 230 Meter. Die Geschwindigkeit ist so groß, daß vierzig Blöcke in der Stunde zur Blockwalze gebracht werden können.

An der Leistungssteigerung der Blockstraße I ist die Auswirkung der neuen Tiefofenanlage klar ersichtlich. Der Blockdurchsatz betrug im

Januar dieses Jahres 108000 Tonnen; das entspricht einem täglichen Durchsatz von 3780 Tonnen. Von dieser Menge waren 15500 Tonnen kalte Blöcke, die in den neuen Tiefofen angewärmt wurden. Durch die neue Tiefofenanlage kann nicht nur eine höhere quantitative Leistung erreicht werden, sondern auch eine bessere Qualität des abgewalzten Stahles und ein höheres Ausbringen an gutem verkaufsfähigem Material. Verbrannte und krumme

Blöcke wurden nicht mehr festgestellt. – Mit der Errichtung der vier neuen Doppeltieföfen ist der erste Bauabschnitt zur Modernisierung der Tiefofenanlage in den Kaliberwalzwerken erfolgreich abgeschlossen. Zusammen mit den noch bestehenden alten Anlagen entspricht die Tiefofenanlage vor der Blockstraße I nunmehr für absehbare Zeit hinsichtlich Menge und Qualität der durchzusetzenden Rohblöcke den betrieblichen Erfordernissen.



4



5

Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie

„Wohlstand als Grundlage für die Freiheit der Menschen und für ihre Kultur. Sicherung dieses Wohlstandes durch eine stabile Währung und eine gute Finanz- und Wirtschaftspolitik“. Mit diesen Worten schloß Franz Etzel, Bundesminister für Finanzen, seinen Vortrag, den er am 11. Juni in Düsseldorf gehalten hat. Anlaß war die Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie. Wenn Franz Etzel den Wohlstand als das Ziel der Bemühungen aller hinstellt, so will er damit

nicht das Materielle überbewerten, sondern nur feststellen, daß das Streben nach Wohlstand seine sittliche Rechtfertigung besitzt. „Wenn wir ein Kulturvolk sein und bleiben wollen, muß in der erforderlichen Breite für eine materielle Unterlage gesorgt werden. Der Mensch soll nicht nur satt werden, er muß auch im Eigentum wirtschaftlich geborgen sein. Gesellschaftspolitisch geht es also vor allem um die Schaffung eines breit gestreuten Eigentums“. Franz Etzel betonte, daß nicht nur Eigentum,

sondern auch Einkommen verpflichtet. Nicht das gesamte Einkommen dürfe verzehrt werden, sondern ein entsprechender Anteil müsse bereitgehalten werden, um Sachkapital zu bilden. Denn Sachkapitalbildung bedeute neue Eigentumsbildung. Gesellschaftspolitisch sei entscheidend, wo dieses Eigentum gebildet wird. Der Finanzminister forderte deshalb neben der Fortentwicklung traditionellen alten Eigentums eine neue, breite Eigentumsstreuung und betonte als Voraussetzung für jegliche Sparkapitalbildung die Bedeutung einer stabilen Währung. Abschließend nahm Franz Etzel zur gegenwärtigen Wirtschaftslage Stellung. Er erklärte, daß die tendenzielle Abschwächung der Überkonjunktur nicht zu gefährlichen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Erscheinungen zu führen brauche und versicherte, daß bei der Bundesregierung völliges Einvernehmen darüber bestehe, einem ernsteren wirtschaftlichen Rückschlag gegebenenfalls mit geeigneten wirtschafts- und finanzpolitischen Mitteln entgegenzuwirken. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, insbesondere der großen Wirtschaftskrise am Ende der zwanziger Jahre, und nach den Erkenntnissen der modernen Konjunkturlehre verfügen wir über ein reichhaltiges Instrumentarium von Mitteln, mit denen die allgemeine konjunkturelle Entwicklung gebremst und in gewissen Grenzen beeinflusst werden kann.

Marktpreise oder Preisstabilität

Dr. Hans-Günther Sohl, der Vorsitz der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, zeichnete in seinem Vortrag ein Bild der Wirtschaftslage und gab einen Überblick über die wichtigsten Aufgaben der deutschen Eisen- und Stahlindustrie. Er stellte fest, daß es nicht überraschen dürfe, wenn die stürmische Expansion, in deren Verlauf die Stahlerzeugung bei uns in einzelnen Jahren um mehr als zwanzig Prozent zunahm, einer ruhigeren Entwicklung Platz mache. Nach seiner Darstellung verminderte sich die Zuwachsrate der Stahlerzeugung, die 1955 noch bei 22 Prozent lag, 1956 schon auf neun Prozent, im vergangenen Jahr weiter auf sechs Prozent. Er bezeichnete einen jährlichen Zuwachs des Sozialprodukts um drei Prozent als normal; darauf gelte es, sich jetzt einzustellen. Zur Preispolitik der Eisen- und Stahlindustrie nannte Dr. Sohl zwei Möglichkeiten: entweder passe man sich den jeweiligen Marktschwankungen voll und ganz an, oder man bemühe sich, die Preise möglichst stabil zu halten. „Nicht zuletzt im Interesse unserer Kunden folgen wir seit langem – auch in Zeiten lebhafter Nachfrage – weitgehend dem Grundsatz der Preisstabilität. Damit haben wir zugleich einem dringenden Anliegen der Bundesregierung Rechnung getragen. Angesichts dessen wäre es aber doch wohl unbillig, heute von uns zu erwarten, daß wir diesen Grundsatz aufgeben. Denn man kann ja nicht zwischen diesen beiden Alternativen ‚Marktpreise‘ und ‚Preisstabilität‘ – je nach der Konjunkturlage – beliebig wechseln.“



◀ Bundesfinanzminister Franz Etzel (links) und der wiedergewählte Vorsitz der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Dr. Hans-Günther Sohl, hielten die beiden Hauptreferate auf der Jahresversammlung der Wirtschaftsvereinigung

Verpflichtung gegenüber der Belegschaft

Dr. Sohl betonte auch, daß Investitionen immer noch notwendig seien und deshalb weiter gefördert werden sollten. Denn, würde die Eisen- und Stahlindustrie ihre Investitionen einschränken, so müßten nicht nur die Stahlverarbeiter ähnliche Maßnahmen ergreifen, darüber hinaus würde vielmehr auch das gesamte Investitionsvolumen und damit das volkswirtschaftliche Wachstum weiter beeinträchtigt. Deshalb sollten ebenso wie wir auch die übrige Wirtschaft und erst recht die öffentliche Hand ihre Investitionen wenigstens im bisherigen Umfang fortführen. Daß der Wiederaufbau in den wenigen Nachkriegsjahren so erfolgreich war, ist zum wesentlichen Teil den Belegschaften zu verdanken, führte Dr. Sohl aus. „Wir haben deshalb eine besondere Verpflichtung überall dort, wo es um das Wohl unserer Belegschaften geht. Die hier liegenden Aufgaben können wir natürlich nur in Einklang mit der Verantwortung erfüllen, die wir gegenüber der Gesamtwirtschaft tragen. Wir haben wiederholt bewiesen, daß uns die Erhaltung der Arbeitsplätze im Interesse unserer Belegschaften ein besonderes Anliegen ist. Wenn die Produktion zurückgeht, wird Arbeitskraft entbehrlich. Die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie hat aus der Marktentwicklung die Konsequenz gezogen und seit Oktober 1956 140 000 Stahlarbeiter, das ist immerhin mehr als ein Viertel ihrer Arbeiterbelegschaft, entlassen. Wir haben uns demgegenüber bisher bemüht, zunächst keine Entlassungen vorzunehmen.“

„Zu einem Gespräch mit den Gewerkschaften bereit“

Dr. Sohl sprach seine Genugtuung darüber aus, daß ein Streik in der Stahlindustrie vermieden werden konnte und nahm dabei Gelegenheit, einige Bemerkungen zum Verhältnis der Sozialpartner zu machen. „Die Öffentlichkeit hat vielleicht durch den Lohnkonflikt den Eindruck erhalten, als ob das Verhältnis der Sozialpartner von derartigen Auseinandersetzungen beherrscht sei. Das ist indessen keineswegs der Fall. Beide Sozialpartner arbeiten im Alltag des Betriebslebens an unseren vielfältigen Aufgaben sachlich und eng zusammen, ohne daß von manchen Erfolgen dieser gemeinsamen Arbeit in der Öffentlichkeit viel Aufhebens gemacht wird. Beide Tarifpartner dürften inzwischen wohl erkannt haben, daß nach den Erfahrungen des jüngsten Lohnkonflikts neue Verhandlungsmethoden gefunden werden müssen, wenn man die Autonomie der Tarifpartner ohne staatliche Einflußnahme erhalten will. Zu einem Gespräch hierüber mit den zuständigen Gewerkschaften sind wir und unsere Nachbarindustrien nach wie vor bereit“.

Dr. Sohl schloß mit den Worten: „Ich hoffe, Sie haben den Eindruck gewonnen, daß sich unsere Industrie stets der Verantwortung bewußt ist, die sie für die gesamte deutsche und europäische Wirtschaft mit zu tragen hat. Sie dürfen davon überzeugt sein, daß wir in diesem Sinne weiterarbeiten werden.“

Da Dr. Gerhard Schroeder auf die vor zwei Jahren abgesprochene Wahl zum Vorsitz der Wirtschaftsvereinigung verzichtete, wurde Dr. Sohl von der Mitgliederversammlung erneut als Vorsitz bestatigt.

Dr. Toni Wimmer

zum

65. Geburtstag



Am 17. Juli beging Dr.-Ing. Toni Wimmer, technisches Vorstandsmitglied der Hoesch Walzwerke in Hohenlimburg, seinen 65. Geburtstag. Dr. Wimmer kann in diesem Jahr auf eine 36jährige Zugehörigkeit zu Hoesch zurückblicken – und damit auf 36 Jahre erfolgreicher Arbeit, die seinen Namen weit über Hoesch und das westfälische Industriegebiet hinaus bekanntgemacht hat.

Dr. Wimmer besuchte in seinem niederbayrischen Geburtsort Vilsbiburg die Volksschule und trat nach einigen Gymnasialjahren in Landshut in das Königlich-Bayrische Kadettenkorps zu München ein, um Offizier zu werden. Nach einer schweren Verwundung im ersten Weltkrieg, deren Nachwirkungen ihn auch heute noch plagen, entschloß er sich, den Beruf zu wechseln und Naturwissenschaften zu studieren. Er studierte an den technischen Hochschulen in München und Berlin und entschied sich in Aachen endgültig für das Eisenhüttenwesen. 1921 schloß er die Ausbildung mit dem Diplom-Examen ab. Ein Jahr später promovierte er als erster Assistent bei Professor Dr. Paul Oberhoffer am eisenhüttenmännischen Institut in Aachen zum Doktor-Ingenieur.

Am 1. September 1922 trat Dr. Wimmer in die Dienste von Hoesch. Sein erstes Aufgabengebiet fand er als Leiter der physikalisch-technischen Abteilung der Versuchsanstalt in Dortmund. Enge Zusammenarbeit mit den Betrieben und die Qualitätsverbesserung bei der Massenerstellung lagen ihm besonders am Herzen. Um das „Hoesch-Qualitätsprogramm“ und um den guten Ruf der Hoesch-Stähle hat gerade er sich besonders verdient gemacht.

Nach zwölfjähriger Tätigkeit auf diesem Gebiete wurde ihm am 1. Oktober 1954 die Leitung des Limburger Fabrik- und Hüttenvereins in Hohenlimburg übertragen. Diesen Werks-

bereich leitete er als Generalbevollmächtigter bis zu seiner Berufung zum technischen Vorstandsmitglied der Hohenlimburger Walzwerke, der heutigen Hoesch Walzwerke AG, im Jahre 1952. Der großzügige technische Ausbau aller Betriebe der weitverzweigten Verfeinerung – der Kaltwalzwerke, der Blankstahlzieherei, des Profilwerkes, des Federnwerkes und der Oberflächenveredlung – sowie als Höhepunkt die Errichtung der vollkontinuierlichen Mittelbandstraße des Warmwalzwerkes haben den großen Erfolg dieser Werksgruppe im Rahmen des Hoesch-Bereichs begründet, einen Erfolg, an dem Dr. Wimmer entscheidenden Anteil hat.

Aber auch in seinem heutigen Wirkungsfeld bleibt Dr. Wimmer voll und ganz mit seinem früheren Arbeitsgebiet, der Metallurgie, verbunden. Er widmet nach wie vor der Weiterentwicklung der Eisenhütten-technik seine ganze Aufmerksamkeit. In systematischer Forschung, in der von ihm eingerichteten Hohenlimburger Versuchsanstalt, beschäftigt er sich mit der Entwicklung neuer Stahlerstellungsverfahren. Sein vielseitiges und umfangreiches Wissen auf allen Gebieten brachte es mit sich, daß er seit vielen Jahren Mitglied des engeren Vorstandes des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute und des Kuratoriums der Max-Planck-Gesellschaft für Eisenforschung ist. Ferner gehört er dem Vorstand der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Arbeitgeberverbandes Iserlohn sowie vieler anderer Institutionen an.

In den karg bemessenen Stunden seiner Freizeit hört Dr. Wimmer gern Musik – genauso gern nimmt er ein gutes Buch zur Hand. Seine Liebe zur Jagd und Fischerei und die damit verbundene enge Berührung mit der Natur geben ihm immer wieder die Kraft zu seiner erfolgreichen Arbeit.

Generalversammlung der IG Bergbau

An der sechsten ordentlichen Generalversammlung der Industriegewerkschaft Bergbau, die vom 8. bis 15. Juni in München stattfand, nahmen 300 Delegierte und zahlreiche Gäste teil. Während der sechs Versammlungstage wurde harte Arbeit geleistet. Es wurden zehn grundlegende Referate gehalten und 472 Anträge, 15 Vorschläge des Hauptvorstandes und zahlreiche Initiativanträge diskutiert, beschlossen oder abgelehnt.

Im Mittelpunkt dieser Tagung stand die Rede des ersten Vorsitzenden der IG Bergbau, Heinrich Gutermuth, der einen Plan zur Neuordnung des westdeutschen Kohlenbergbaus vorlegte. Angesichts der Bedeutung dieser gewerkschaftlichen Stellungnahme bringen wir eine Zusammenfassung der Ausführungen von Heinrich Gutermuth.

Bei der Eröffnungsfeier der Münchener Generalversammlung der IG Bergbau sprachen auch Bundesarbeitsminister Theodor Blank, der erste Vorsitzende der SPD Erich Ollenhauer und der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes Willi Richter. Willi Richter unterstrich die Bedeutung der Einheitsgewerkschaft und forderte die Gewerkschaftsmitglieder auf, alles zu tun, um die Einheitsgewerkschaft zu erhalten. Willi Richter stellte sich hinter die von der IG Bergbau geforderte Neuordnung des Kohlenbergbaus; eine solche Neuordnung sei nicht nur um des Bergarbeiters, sondern auch um des Verbrauchers und der gesamten Wirtschaft willen das Gebot der Stunde.

In seinem grundlegenden Referat „Bergbauwirtschaftspolitik heute und morgen“ kam Heinrich Gutermuth einleitend auf die Wirtschaftslage zu sprechen. Er wies auf die Angst der Menschen vor einer Wirtschaftskrise hin. Der Glaube an eine erfolgreiche Weiterentwicklung der westdeutschen Wirtschaft sei ins Wanken gekommen. Heinrich Gutermuth ist zwar nicht der Auffassung, daß wir uns in einer Wirtschaftskrise befinden, aber die vorliegenden Unterlagen geben doch zu ernster Besorgnis Anlaß. Eine allgemeine Wohlstandssteigerung bezeichnete der Redner als das beste Mittel zur Bekämpfung von Wirtschaftskrisen. Da im Kohlenbergbau aus einer Mangellage ein Überfluß entstanden ist, wird wahrscheinlich die wirtschaftliche Weiterentwicklung nicht mehr so günstig sein wie in den vergangenen Jahren. Der Redner unterstrich deshalb auch die Notwendigkeit einer aktiven Wirtschaftspolitik.

Kritik an der Kohlenpolitik der Bundesregierung

Die Erfahrungen der Vergangenheit beweisen, daß der Kohlenmarkt ständig zwischen einem



▲ Heinrich Gutermuth, erster Vorsitzender, und Fritz Dahlmann, zweiter Vorsitzender der IG Bergbau, während des Münchener Kongresses

Käufer- und Verkäufermarkt schwankt. Infolge seiner betrieblichen Sonderheiten ist der Steinkohlenbergbau nicht in der Lage, die Menge der Förderung dem jeweiligen Bedarf kurzfristig anzupassen. Die hohen Fixkostenanteile erfordern eine gleichmäßige und möglichst wirtschaftliche Nutzung der Anlagegüter. Heinrich Gutermuth glaubt, daß der Steinkohlenbergbau durchaus in der Lage wäre, die jetzt aufgetretene Nachfrageminderung ohne Einlegung von Feierschichten zu überwinden, wenn sich die für Kohlenfragen zuständigen Stellen in Luxemburg und Bonn über die Zusammenhänge auf dem Kohlenmarkt früher Klarheit verschafft hätten. Leider sei es heute so, daß die Arbeitnehmer die Lasten einer fehlerhaften Kohlenpolitik zu tragen haben. Der Redner befaßte sich dann mit der gewerkschaftlichen Forderung nach einer Neuordnung des Kohlenbergbaus. Er betonte, daß die IG Bergbau schon wiederholt auf die Notwendigkeit einer Kohlenwirtschaftspolitik hingewiesen habe, die der Bedeutung des Steinkohlenbergbaus als der wichtigsten heimischen Energiequelle gerecht werde. Die auf dem ge-

samten Energiesektor erfolgten Wandlungen verlangen nicht nur eine einheitliche Kohlenpolitik, sondern eine langfristige Energiepolitik, die alle Energieträger, wie Kohle, Erdöl, Wasser und Atom, berücksichtigt.

Die Forderungen der IG Bergbau

Heinrich Gutermuth stellte drei Forderungen der IG Bergbau in den Vordergrund:

1. Schaffung eines Energiewirtschaftsrates,
2. Bildung eines Kohlenwirtschaftsrates,
3. Überführung des Bergbaus in Gemeineigentum.

Die IG Bergbau vertritt den Standpunkt, daß die Energiewirtschaft wegen ihrer besonderen Bedeutung eine Sonderstellung in der Volkswirtschaft einnimmt. Eine sinnvoll eingeordnete und leistungsfähige Energiewirtschaft ist nicht nur die entscheidende Voraussetzung für eine Vollbeschäftigungspolitik, sondern auch Grundlage für ein stetiges Wachstum in allen Wirtschaftsbereichen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist ein Energiewirtschaftsrat zu bilden, der aus 75 Mitgliedern bestehen soll und dem die Aufgabe zufällt, die Zusammenarbeit aller Energieträger zu fördern und ihre Weiterentwicklung zu sichern. Er muß die Grundsätze für die einheitliche Energiepolitik aufstellen.

Der Plan der IG Bergbau sieht ferner die Bildung eines Kohlenwirtschaftsrates vor. Dieser Kohlenwirtschaftsrat soll sich aus 36 Mitgliedern zusammensetzen. Heinrich Gutermuth kam dann eingehend auf die Forderung nach Überführung des Bergbaus in Gemeineigentum zu sprechen. Er betonte, daß die Überführung des Bergbaus in Gemeineigentum keine Frage der Weltanschauung, sondern eine wirtschaftliche und soziale Notwendigkeit sei. Nur durch die Überführung des Bergbaus in Gemeineigentum können im Kohlenbergbau die optimalen Unternehmensgrößen geschaffen werden. Der Redner wies in diesem Zusammenhang auch darauf hin, daß die bisherigen Eigentümer entschädigt werden müssen.

Arbeitszeitverkürzung und analytische Arbeitsbewertung

Von den Berichten und Referaten der übrigen geschäftsführenden Vorstandsmitglieder der IG Bergbau verdienen die Ausführungen von Karl van Berk über „Aufgaben und Probleme unserer Tarifpolitik“ besondere Aufmerksamkeit. Karl van Berk betonte, daß die Spitzenstellung der Bergarbeiter in den Lohn- und Arbeitsbedingungen gefährdet sei. Trotzdem habe sich der Vorstand der IG Bergbau im Hinblick auf die Feierschichten und die wachsenden Kohlenhalden entschlossen, zur Zeit keine Lohnbewegung einzuleiten. Eine jetzt ausgelöste Lohnbewegung würde die Weiterführung der Arbeitszeitverkürzung in Frage stellen; die Arbeitszeitfrage sei jedoch das erste Anliegen. Als gewerkschaftliche Zielsetzung bei der Arbeitszeitverkürzung nannte der Redner:

1. für Untertagearbeitnehmer die Fünftagewoche bei siebenstündiger Schichtzeit,
2. für Übertagearbeitnehmer die Fünftagewoche bei achtstündiger Schichtzeit,
3. für Arbeitnehmer in kontinuierlichen Betrieben eine durchschnittliche Wochenarbeitszeit von 42 Stunden, wobei im Rahmen dieser Arbeitszeitverkürzung der volle Lohnausgleich gefordert wird.

Mit knapper Mehrheit stimmten die Delegierten einem Vorschlag Karl van Berks zu, daß die Lohnhöhen zukünftig von einer „analytischen Arbeitsbewertung“ abhängen sollten. Karl van Berk ging davon aus, daß die heutige summarische Bezahlung nach der jeweiligen Lohngruppe zu Ungerechtigkeiten führt, da die Arbeitsanforderungen innerhalb jeder Lohngruppe sehr unterschiedlich sind. Sie unter-



scheiden sich auch nach dem Grad der Mechanisierung von Zeche zu Zeche. Überdies sind viele neue Arbeitsplätze entstanden, die noch keinen Platz in der Lohnordnung haben. Da nun die Werksverwaltungen dazu übergegangen sind, offensichtliche Ungerechtigkeiten durch an den Mann gebundene Prämien auszugleichen, wird, nach Karl van Berk, ein beträchtlicher Anteil des Lohnes der tariflichen Kontrolle entzogen. Außerdem gerät der einzelne Bergmann in ein zu großes Abhängigkeitsverhältnis zum einzelnen Betriebsführer. Als Abhilfe nannte Karl van Berk ein Arbeitsbewertungsverfahren, das eine Rangfolge der Arbeiten in den einzelnen Betrieben festlegt, die der technischen Entwicklung angepaßt ist. Nach diesem Verfahren sollen die Arbeiten bis in die kleinsten Einzelheiten beschrieben und nach siebzehn Einflußgrößen gewertet werden. Dieser von den Erschwernissen der Arbeit bestimmte Wert soll sich in einem Lohnzuschlag auswirken, der dem Grundlohn zugesetzt wird.

Zum Wohnungsbau und zur Mitbestimmung

Walter Arendt nahm in seinem Referat „Der Bergarbeiterwohnungsbau“ zur gegenwärtigen Diskussion über die Eingliederung des Wohnungswesens in die freie Marktwirtschaft Stellung. Er erklärte, daß es sich dabei weniger um eine Grundsatzfrage handeln dürfe als vielmehr

▲ Hoesch-Belegschaftsmitglieder als Delegierte und Gäste in München: (von links nach rechts) Georg Ramming, Altenessener Bergwerks-AG; Heinz Orzelski und Jakob Klauk, Hoesch Bergwerks-AG; Willi Dorka und Ernst Vollmer, Altenessener Bergwerks-AG; Heinrich Kampmann, Hoesch Bergwerks-AG; Johannes Hoischen, Westfalenhütte; Günther Pirkes, Altenessener Bergwerks-AG, und Paul Hoffmann, Dortmunder Bezirkssekretär der IG Bergbau und Mitglied des Aufsichtsrates der Hoesch Werke AG

darum, den richtigen Weg für den Abbau von Reglementierungen zu finden. Der Deutsche Gewerkschaftsbund fordert allerdings nach wie vor als Voraussetzung eines freien Wohnungsmarktes die Beseitigung der Wohnungsnot. Walter Arendt betonte: „Auch wir warnen an dieser Stelle vor den Gefahren, die mit einer zu frühen Aufhebung der staatlichen Bindungen eintreten würden.“ Wenn auch in den letzten drei Jahren 51 223 Bergarbeiterwohnungen im Bundesgebiet gebaut worden sind, so sei die Wohnungsnot noch lange nicht behoben. Walter Arendt wies besonders darauf hin, daß alles getan werden sollte, damit jungverheiratete Bergleute so bald wie möglich eine Wohnung erhalten. Zur Mitbestimmung erklärten die Delegierten in einer Entschliebung: „Die bisherige Gesetzgebung und ihre Handhabung haben die Erwartungen der deutschen Arbeitnehmer, die sie in den Aufbau einer demokratischen Wirtschaftsordnung in Deutschland gesetzt haben, nicht erfüllt. Die Generalversammlung fordert von Gesetzgeber und Regierung

eine gesetzliche Neufassung der Mitbestimmung,

eine Einbeziehung der gesamten Bergbauwirtschaft, insbesondere des NE-Metallergbergbaus sowie des Kalibergbaus in die Regelung für Kohle und Eisen,

die Einführung des Mitbestimmungsgesetzes Kohle und Eisen für alle Unternehmen, die sich mit der Verwertung von Kernenergie befassen, die Anwendung der Mitbestimmung Kohle und Eisen auch auf Unternehmen anderer Wirtschaftszweige, die über einen bedeutenden Markteinfluß verfügen oder im Zuge der Automation einen bedeutenden wirtschaftlichen Einfluß erhalten,

die Verwirklichung der Forderungen zur überbetrieblichen Mitbestimmung.“

◀ Von links nach rechts: Willi Richter, 1. Vorsitzender des DGB; Erich Ollenhauer, 1. Vorsitzender der SPD; Bundesarbeitsminister Blank und der Münchener Oberbürgermeister Wimmer



Hoesch-Mitarbeiter im Bundestag

Walter Behrendt, Abgeordneter des Wahlkreises 117

(Dortmund-Nord, Dortmund-Brackel,

Dortmund-Derne, Stadt Lünen-Brambauer)



Am 15. September 1957 wurde Walter Behrendt, ein Mitarbeiter der Hoesch-Westfalenhütte, als Kandidat der SPD in den Deutschen Bundestag gewählt. *WERK UND WIR* will nicht versäumen, ihn unseren Lesern vorzustellen

Walter Behrendt entstammt einer alten Dortmunder Familie. Schon sein Vater arbeitete als Bergmann auf unserer Schachtanlage Kaiserstuhl. Er war gewerkschaftlich tätig und weckte schon früh das politische Interesse des Sohnes. Vor 1933 gehörte Walter Behrendt bereits der sozialistischen Arbeiterjugend an, und zu seinem achtzehnten Geburtstag erhielt er das Mitgliedsbuch der SPD. Von 1935 bis 1937 erfüllte er die zweijährige Wehrpflicht. 1939 wurde er zur Fronttruppe eingezogen. Danach folgten Kriegsjahre in Polen, Frankreich und Rußland – und nach Kriegsende die amerikanisch-fran-



1

1 Walter Behrendt in seinem Arbeitszimmer im Bundeshaus

2 Unser Bild zeigt einige Mitglieder des Arbeitskreises Sozialpolitik der SPD-Fraktion bei ihren Beratungen. Von links nach rechts: Wissenschaftlicher Assistent K. Schager, erster Vorsitzender des Ausschusses für Sozialpolitik Bundestagsabgeordneter Professor Dr. Schellenberg, Bundestagsabgeordneter Behrendt, stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses für Arbeit, Bundestagsabgeordneter und Staatsminister a. D. Willy Odenthal und Frauensekretärin Bundestagsabgeordnete Frau Grete Rudolf

3 Blick in den Plenarsaal des Bundeshauses. In der Mitte (Hintergrund) der Tisch des Bundestagspräsidenten, davor die Rednertribüne. Links davon die Regierungsbank, rechts die Bank mit den Vertretern des Bundesrats. Davor die Plätze der Abgeordneten und im Vordergrund und an den Seiten die Zuschauertribünen

4 Das Bundeshaus, mitten in der rheinischen Landschaft



2



3

zöische Gefangenschaft. – 1946 kehrte Walter Behrendt nach Dortmund zurück. Er trat wieder in seine Lehrfirma ein, in der er 1949 Handlungsbevollmächtigter wurde. Seit 1954 ist er Mitarbeiter der Pressestelle der Hoesch-Westfalehütte.

Nach dem Kriege suchte und fand Walter Behrendt sofort wieder Anschluß an die SPD. Er wurde zweiter Vorsitzender des Ortsvereins in Dortmund-Altenderne, danach erster Vorsitzender der Jungsozialisten von Dortmund, Lünen und Castrop-Rauxel, anschließend erster Stadtbezirksvorsitzender der SPD von Dortmund-Derne und 1952 (bis einschließlich 1954) erster Vorsitzender der SPD für den Stadtverband Groß-Dortmund.

Seit November 1952 gehörte Walter Behrendt dem Rat der Stadt Dortmund an. Er war Mitglied des Fraktionsvorstandes, der Haupt- und Finanzausschüsse, des Rechnungsprüfungs- und

Schulausschusses. Ferner war er Aufsichtsratsmitglied der Dortmunder Stadtwerke AG und der Dortmunder Hafen- und Eisenbahn AG.

Im Sommer 1957 wurde Walter Behrendt in einer Delegiertenkonferenz als Kandidat zur Bundestagswahl für den Wahlkreis 117 gewählt, der die Stadtteile der Verwaltungsstellen Dortmund Nord, Dortmund-Brackel, Dortmund-Derne und die Stadt Lünen-Brambauer umfaßt. Die SPD errang in diesem Wahlbezirk die absolute Mehrheit und schickte Walter Behrendt für vier Jahre in den dritten Deutschen Bundestag. Mit der Annahme der Wahl legte er das Ratsmandat in Dortmund nieder.

Als wir den frischgebackenen Bundestagsabgeordneten in seinem Bonner Wirkungskreis besuchten, war er gerade auf dem Weg zur Sitzung des Arbeitskreises Sozialpolitik. Der Entwurf eines Gesetzes über den zivilen Ersatzdienst, die Vorbereitungen zur Lesung des

Bundeshaushaltsplanes und der Beratungsplan über das Jugendarbeitsschutzgesetz standen zur Beratung. In diesen Arbeitskreisen – sie sind Organe der Fraktionen – und in den Ausschüssen – Walter Behrendt gehört beispielsweise als ordentliches Mitglied dem Ausschuß für Arbeit an – wird die eigentliche, sehr umfangreiche Vorarbeit zu den Plenarsitzungen geleistet. Jeder Monat hat im allgemeinen zwei Tagungswochen – jede Tagungswoche drei Plenarsitzungen.

Wenn man bedenkt, daß diese Sitzungen oft bis neun Uhr abends dauern und daß jeder Tag sein festumrissenes Programm hat, zu dem sich Walter Behrendt schon wegen der Verschiedenartigkeit aller zur Erörterung stehenden Fragen gründlich vorbereiten muß, erkennt man sehr schnell die Länge und Verantwortungsfülle seines Arbeitstages – und des Arbeitstages jedes anderen Bundestagsabgeordneten.



▲ Bundesrat

▲ Verwaltung

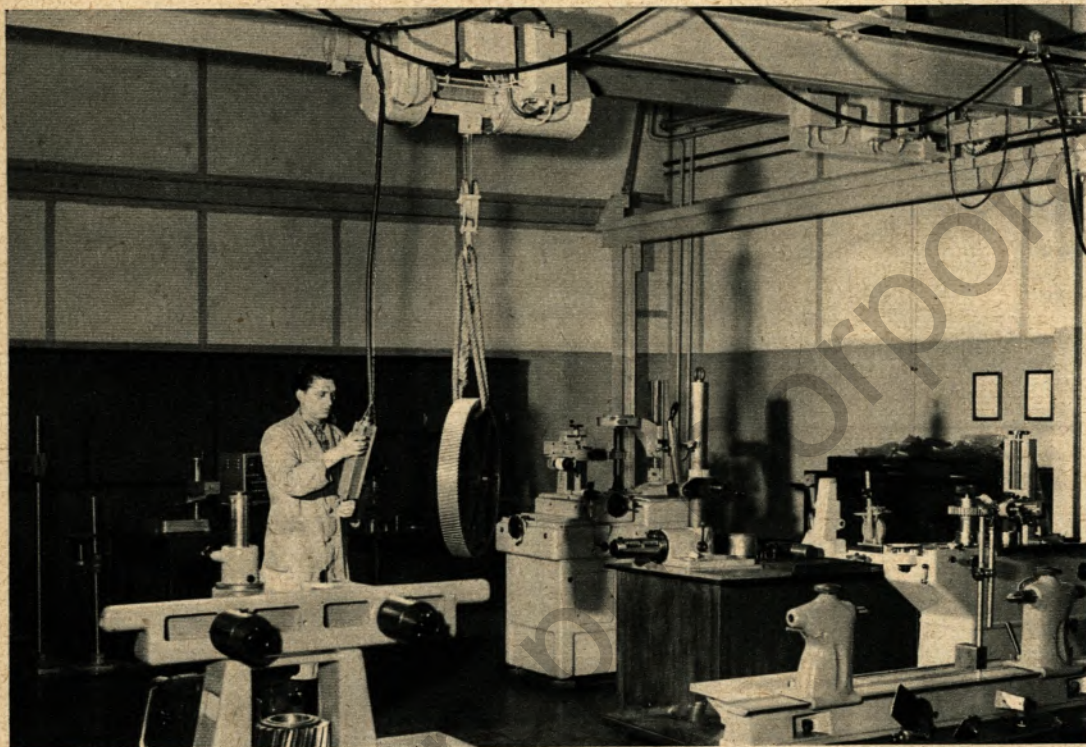
▲ Plenarsaal zum Rhein hin und Fraktionsräume

▲ Räume für Ausschußvorsitzende und Ausschußsekretäre, im Vordergrund Häuser für die Presse

▲ Zimmer für Abgeordnete und Fraktionszimmer, und im Vordergrund Haus der Vertretung Niedersachsens

Haargenau ist ungenau

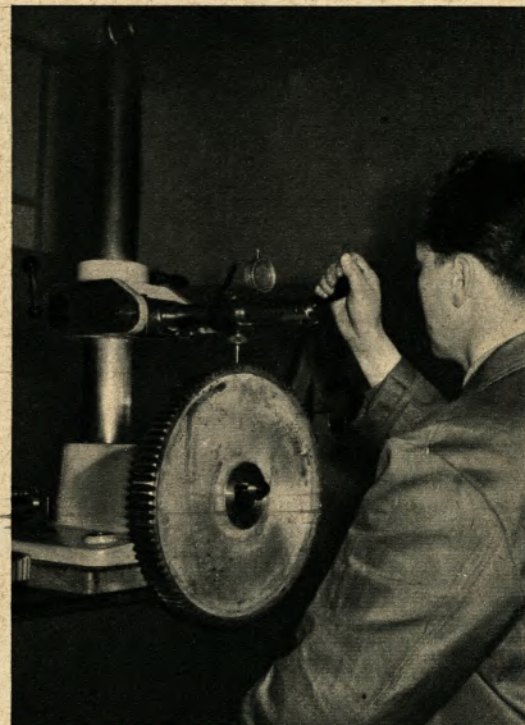
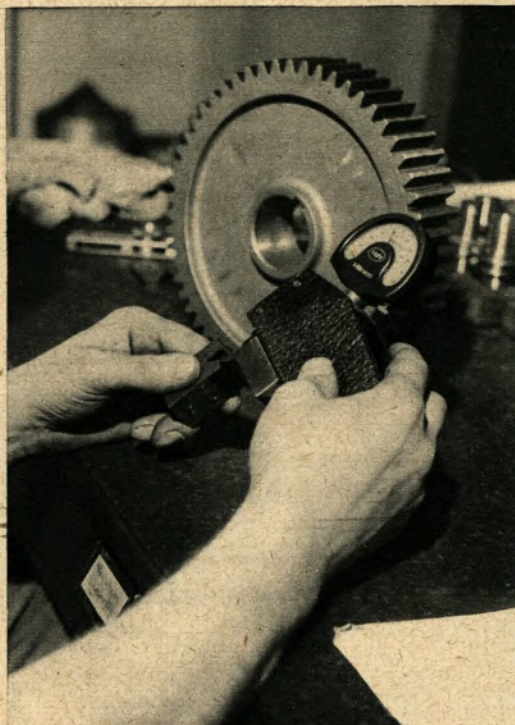
bei der Zahnradprüfung der Maschinenfabrik Deutschland



Wer wird das erste Zahnrad gebaut haben? In welcher Maschine drehte es sich zuerst und hatte dabei die Aufgabe, Kraft zu übertragen? Man weiß es heute nicht mehr. Der Kenner alter Kunstblätter findet Zahnräder schon in sehr alten Stichen. In unseren modernen Werkzeugmaschinen erfüllen sie denselben Zweck wie damals.

Während man aber noch 1856 um ein Zahnrad zu bauen, Meißel, Hammer, ein paar Feilen und Bleischablonen als Werkzeug benutzte, ist heute irgendein „Hand-Werkzeug“ auf dem Gebiete des Zahnradbaues undenkbar. Denn an das moderne Zahnrad werden höchste Ansprüche gestellt.

Präzisierte Werkzeugmaschinen sind abhängig von der Genauigkeit bei der Herstellung im Zahnradbau. Die modernen Zahnradschleifmaschinen sichern diese hohe Genauigkeit schon von vornherein. Trotzdem prüft man nach, ob auch das fertiggestellte Zahnrad den Ansprüchen genügt und hat zu diesem Zweck Meßmethoden entwickelt, die man dort ansetzt, wo Fehlerquellen zu vermuten sind. So kann ein Rad zum Beispiel Teilungsfehler aufweisen, das heißt, die Abstände zwischen den Zahn-



flanken sind nicht gleichmäßig – oder man findet Unterschiede in der Zahndicke, und zwar sowohl in ihrer tatsächlichen Größe als auch in der Gleichmäßigkeit der Zahndicken untereinander. Man vergleicht die Form der Zahnflanken und kontrolliert den Rundlauf der Verzahnung zur Drehachse. Man unterscheidet nach diesen Gesichtspunkten verschiedene Fehler, wie Eingriffteilungsfehler, Summenteilungsfehler, Flankenformfehler, Flankenrichtungsfehler, Rundlauffehler und Taumelfehler. Jede dieser Einzelgrößen kann für sich allein gemessen werden; man hat aber auch die Möglichkeit, eine Gesamtprüfung vorzunehmen, für die man sogenannte Abrollprüfgeräte benutzt, die in besonders kurzer Zeit die Eigenschaften des zu prüfenden Rades aufzeichnen.

Qualitätsklassen der MFD-Zahnräder

Bei allen Meßgeräten geht man von einem Standardmaß aus, von dem abweichend sich zwölf Qualitätsklassen ergeben, die in DIN festgelegt wurden. Dabei ist die Qualitätsklasse 1 heute noch unerreicht. 2 und 3 findet man bei Lehrzahnradern oder sogenannten Meisterrädern. Meisterräder sind sehr teuer und werden wiederum nur zu Prüfzwecken benutzt. Auch die Qualität 4 ist selten und kann nur auf neuen oder überholten Produktions-Zahnradschleifmaschinen erreicht werden. Für die geschliffenen Zahnräder unserer Maschinen wird meist die Qualität 5 als eine sehr gute Qualität verlangt und hergestellt.

Wo finden wir nun in unserem Maschinenbauprogramm Zahnräder? Die Maschinenfabrik Deutschland baut sie in Drehbänke, Prägepoliermaschinen, Radsatzdrehbänke und Stoßmaschinen ein, und hier gehören sie zu den Arbeitsspindelantrieben, die immerhin Zahn- geschwindigkeiten bis zu 25 Meter pro Sekunde

1 Blick in den Meßraum. Rudi Schelkmann ist gerade dabei, ein Zahnrad mit dem Kran zum Rundlaufprüfgerät zu bringen. Links vorn das Zahnschrägenprüfgerät, rechts davon der Reihe nach Evolventen-, Rundlauf- und Zweiflanken-Wälzprüfgeräte. Daneben das Spitzengerät für allgemeine Rundlaufprüfung

2 Ewald Varus prüft gerade die Eingriffsteilung an einem Stirnrad mit dem Maar-Eingriffsteilungsprüfer

3 Einstellen des Gerätes nach der Normal-Einstellehre

4 Rundlaufprüfung eines Stirnrades. Der an einem Handhebel befestigte kugelförmige Meßtaster wird nacheinander an verschiedenen Stellen des Umfanges in die Zahnluken der Verzahnung eingesetzt. Unterschiede in den Eintauchtiefen kann man an der Meßuhr ablesen. Aus ihnen ergibt sich der Rundlauffehler

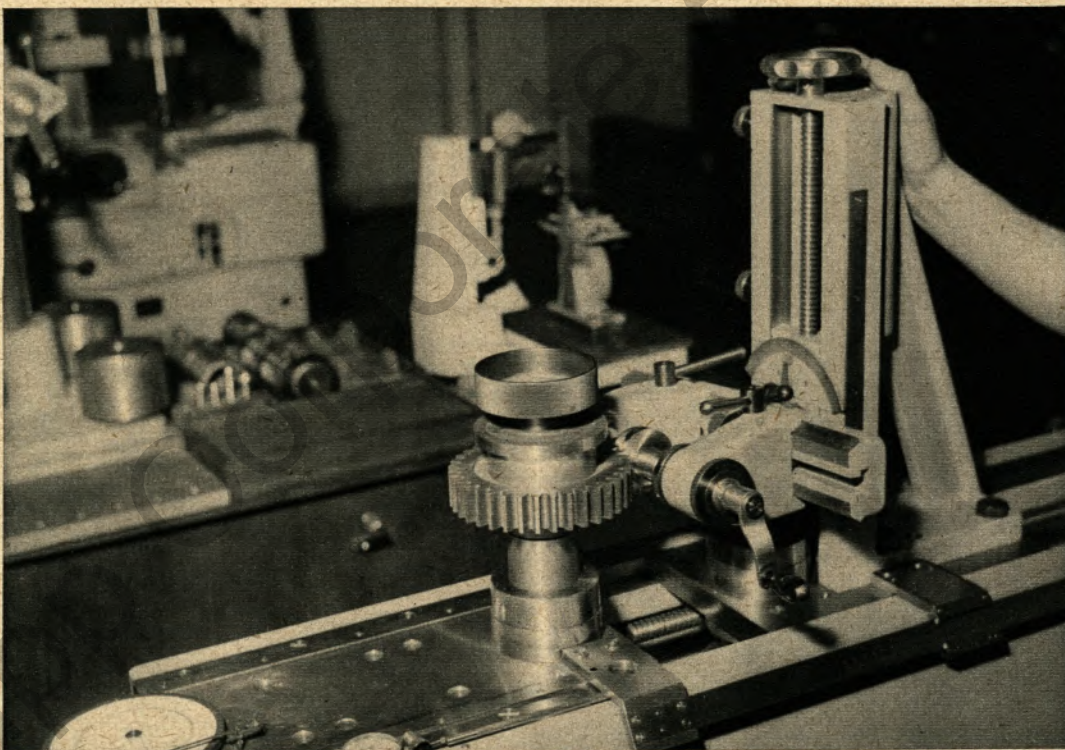
5 Hier wird der Schrägungswinkel eines Schräg Zahnstirnrades gemessen. Die Meßfläche des drehbaren Bolzens legt man an eine beliebige Flanke und liest den Schrägungswinkel mit einer Genauigkeit von zwei Winkelsekunden optisch ab. Man kann mit diesem Gerät das Zahnrad, gleich welchen Durchmessers, schon während der Fertigung messen

6 Auf dem Zweiflanken-Wälzprüfgerät wird mit Hilfe einer Lehrschnecke (an Stelle eines Lehrzahnrades) die Sammelfehlerprüfung vorgenommen. Das Schreibgerät links unten zeichnet die Fehler in zweihundertfacher Vergrößerung auf

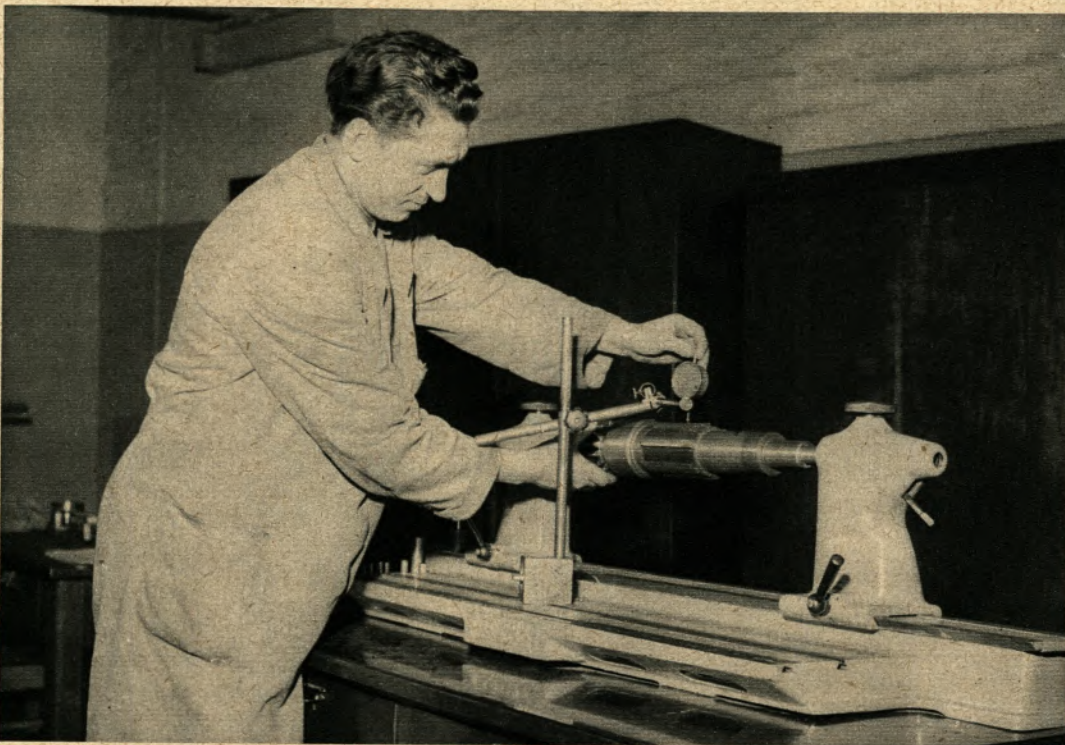
7 Rudi Schelkmann bei der Rundlaufprüfung einer Drehkeilwelle. Die Prüfung ist besonders wichtig, weil auf diesen Wellen die schnelllaufenden geschliffenen Schalträder sitzen



5



6



7

zurücklegen. Da kommt es vor allem darauf an, daß die Kraft- und Bewegungsübertragung störungsfrei vonstatten geht, daß möglichst große Laufruhe erzielt wird.

Wie werden Zahnräder geprüft?

Die Prüfung der gefertigten Zahnräder, die durch die modernen Herstellungsmaschinen verhältnismäßig wenig Fehler aufweisen, beginnt schon unmittelbar nach dem Verzahnen. Um zu prüfen, ob die Zahndicke in Ordnung ist, mißt man den Flankenabstand mit der Zahnweitschraublehre über mehrere Zähne hinweg. Nach dieser Vormessung kommt das Zahnrad in den Prüf- und Meßraum. Hier wird es erst einmal auf Sammelfehler durch das Zweiflanken-Wälzprüfgerät unter die Lupe genommen. Wenn es dabei von der Norm abweicht, kann auf anderen Geräten danach immer noch auf Einzelfehler näher eingegangen werden.

Das Zweiflanken-Wälzprüfgerät mißt die Veränderungen des Achsabstandes zweier Zahnräder, die sich beim Abwälzen des Zahnradpaares ergeben. Dazu wird das zu prüfende Rad auf einen feststehenden Schlitten gesetzt und wälzt sich nun an einem Lehrzahnrad ab, das sich auf einem schwimmend gelagerten Meßschlitten befindet. Dieser wird durch Federkraft an das zu prüfende Zahnrad angedrückt und zeichnet in einem Diagramm die Achsabstandsveränderungen auf, die bei jedem Zahndurchtritt hervorgerufen werden.

Prüfgeräte für jeden Einzelfehler

Hat man mit dem Zweiflanken-Wälzprüfgerät festgestellt, daß am Zahnrad Teilungsfehler vorhanden sind, wiederholt man nun die Prüfung noch einmal genauer durch das Eingriffsteilungsprüfgerät. Für den einwandfreien Lauf zweier Zahnräder ist ausschlaggebend, daß die Eingriffsteilungen in engen Grenzen übereinstimmen, denn wäre das nicht der Fall, würden beim Gang der Räder Schwingungen, starkes

► Nachdem der Grundkreis am Evolventenprüfgerät eingestellt worden ist (siehe Rückseite des Heftes), wird der Fühler in seine Abtaststellung gebracht. Rudi Schelkmann ist hier dabei, eine Ritzelwelle zu prüfen

Geräusch und unzulässig starke Abnutzung der Zahnflanken stattfinden. So müssen sich die Zähne der Räder sanft und ohne Widerstand einfügen, wenn die Qualität 5 erreicht werden soll.

Zeigte das Prüfdiagramm bei der Zweiflanken-Wälzprüfung jedoch klar ersichtliche Rundlauffehler an, wird das Zahnrad noch einmal auf dem Rundlauf-Prüfgerät genauer kontrolliert. Hier taucht ein kugelförmiger Meßtaster in die Zahnluken und prüft ihren Abstand von der Radachse. Ein vorliegender Rundlauffehler ergibt ein allmähliches Ansteigen und Abfallen des Meßwertes bei einer Radumdrehung. Mit diesem Gerät kann man neben der Größe des Fehlers auch die Lage der fehlerhaften Stelle genau erkennen.

Auch eine fehlerhafte Zahnform wird bei der Sammelfehlerprüfung mit dem Zweiflanken-Wälzprüfgerät deutlich sichtbar gemacht. Zahnräder mit solchen Fehlern werden mit dem Evolventenprüfgerät noch einmal genauer kontrolliert. Hier tastet eine sehr fein reagierende Abstastvorrichtung den Verlauf der Zahnflanken von Zahnfuß bis Zahnkopf ab, und eine dafür vorgesehene Einrichtung zeichnet ebenfalls die Abweichungen auf, die in einem Maßstab von 1:1000 vergrößert erscheinen können. Diese Abweichungen nennt man Flankenformfehler. Sie müssen ebenfalls in engen Grenzen gehalten werden, wenn die Qualität 5 erreicht werden soll.

Das Evolventenprüfgerät erfüllt bei der Prüfung unmittelbar noch eine zweite Aufgabe. Es überwacht, während es die zur Montage gelangenden Zahnräder kontrolliert, gleichzeitig die Herstellungsmaschinen dieser Zahnräder, insbesondere die Zahnradschleifmaschinen.

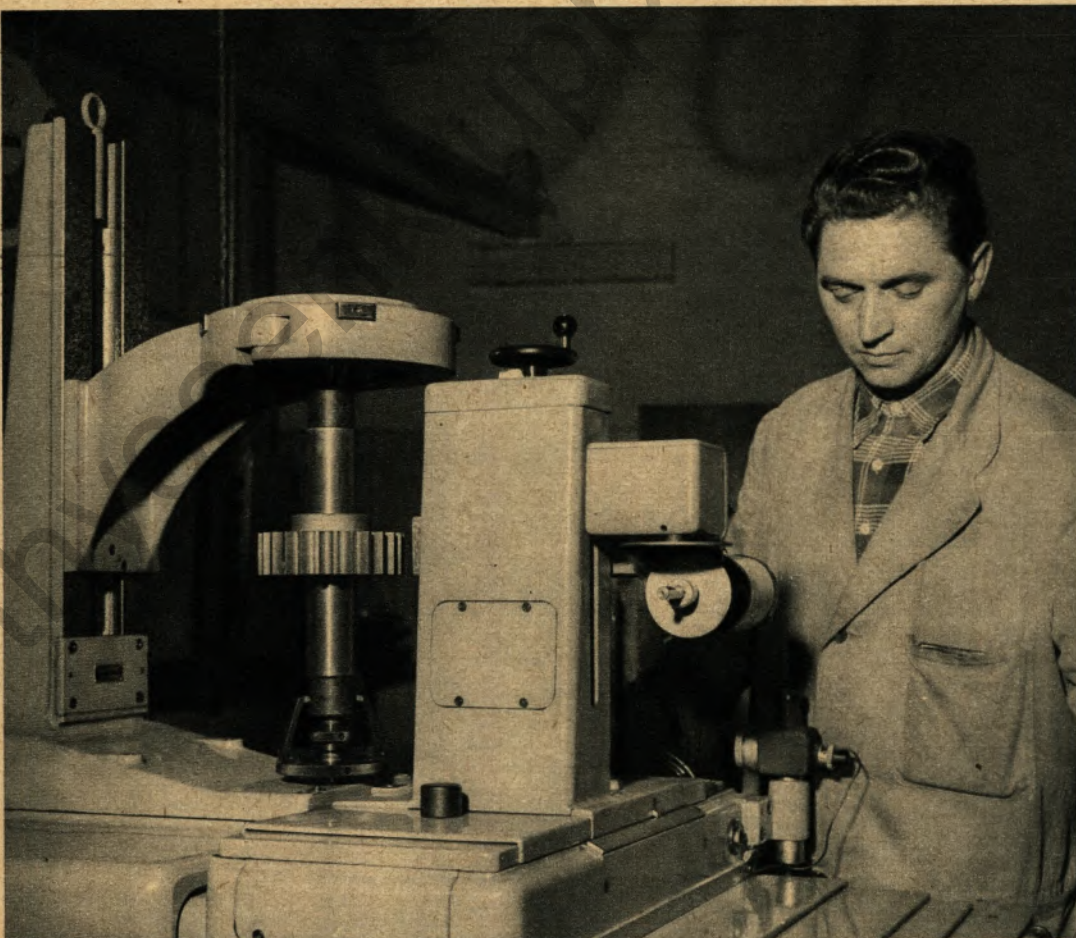
Zahnräder mit schrägen Zähnen werden noch zusätzlich mit dem Zahnschrägemeßgerät ge-



prüft. Die Meßschiene, die an eine Zahnflanke angelegt wird, ist an einer drehbaren Achse befestigt, die an ihrem anderen Ende eine Kreisteilung trägt, auf der der betreffende Winkel abgelesen werden kann. Stimmt der Flankenwinkel der Meßschiene mit dem Schrägungswinkel der Verzahnung überein, so ist das Zahnrad fehlerfrei.

Höchste Qualität für MFD-Kunden

Man kann sich wohl denken, daß alle diese Meß- und Prüfmethoden, die Zeit und Geld kosten, nicht umsonst vorgenommen werden. Für den modernen Maschinenbau genügt nicht mehr das Zahnrad, das vielleicht einstmals ein Maschinenbauer zu Leonardo da Vincis Zeiten in einen Spindelantrieb einbaute. Die modernen Maschinen sollen bei möglichst wenig Kraftverlust hochgestellte Bedingungen erfüllen. Die Prüfstelle bei MFD überwacht die einwandfreie und wirtschaftliche Herstellung von Zahnradern, die im Maschinenbauprogramm nicht unwesentlich dazu beitragen, daß diese hohen Bedingungen erfüllt werden können.



◀ Hier ist auch die Schreibvorrichtung des Evolventenprüfgerätes sichtbar, die in ihrem Diagramm eine Fehleranzeige tausendfach vergrößern kann

Es erregt immer wieder Aufmerksamkeit der Passanten, wenn ein Schwertransport – jeden Zentimeter Straßenbreite nutzend – sich mühsam durch kleine Ortschaften mit engen Straßen windet. Allgemein wird das fahrtechnische Können der Männer, die diese Fahrzeuge steuern, bewundert.

Aber nicht nur den Fahrern von Schwerlastwagen im öffentlichen Straßenverkehr sollte die Aufmerksamkeit gelten, auch der Transport von Gütern innerhalb der Betriebe ist nicht einfach. Er stellt ebenso hohe Anforderungen an Aufmerksamkeit, Reaktionsvermögen und fahrtechnisches Können.

Um ein mit Motorkraft betriebenes Fahrzeug im öffentlichen Straßenverkehr führen zu dürfen, muß man sich aber durch geprüfte Fahrlehrer ausbilden lassen und eine Prüfung vor dem Beamten des Technischen Überwachungsvereins ablegen. Für den innerbetrieblichen Transport ist eine gleiche Ausbildung und Prüfungsordnung dagegen noch nicht vorhanden, obwohl die Gefahren im Betrieb trotz Begrenzung der Geschwindigkeit auf zehn Kilometer je Stunde auf dem Betriebsgelände und auf Schrittgeschwindigkeit innerhalb der Werkshallen infolge der oft engen und unübersichtlichen Verhältnisse nicht gerade gering sind.

Alle machen mit - ob Neulinge oder alte Hasen

Nachdem bei den Hoesch Walzwerken schon seit 1955 eine Kranführerschule alle im Werk eingesetzten Kranführer systematisch schulte (WERK UND WIR Nr. 7/8 1955), hat das Werk im Sommer 1957 in Letmathe auch eine Fahrschule für Innentransportfahrer eingerichtet. Hier werden Neulinge, aber auch „alte Hasen“, eine Woche lang mit den im Innentransport eingesetzten Fahrzeugtypen bekannt und vertraut gemacht. Die Lehrbeauftragten des Fahrbetriebes bringen neben der Fahrpraxis den Fahrschülern im technischen Unterricht auch den Aufbau und die Wirkungsweise der Motoren und der verschiedenen Kraftübertragungsarten nahe. Auch die Abteilung „Unfallverhütung“ kommt im Unterricht zu Wort. In Rede und Gegenrede werden an Hand von Beispielen die Unfallverhütungsvorschriften erläutert und ihre Notwendigkeit aufgezeigt.

Am Lehrgangsschluß müssen die Teilnehmer den Nachweis erbringen, daß sie nunmehr in beengten betrieblichen Verhältnissen ein Fahrzeug zu führen verstehen. Hierbei muß ein beladener Hubstapler über eine mit Wendemarken bezeichnete „Slalomstrecke“ gefahren werden, ohne daß auch nur einer der aufgestellten Poller berührt wird oder gar umfällt. Dann ist die gleiche Strecke noch einmal im Rückwärtsgang zu durchfahren. Ebenso muß der Lehrgangsteilnehmer nachweisen, daß er auch mit dem Dreirad- oder Dieselskarren sicher umzugehen weiß.

Nicht genug damit, werden auch Kenntnisse in der Fahrzeugkontrolle, der Wartung und Pflege des Fahrzeugs, der Verkehrszeichen und der Unfallverhütungsvorschriften verlangt. Erst nach erfolgreichem Abschluß dieser vielfältigen Prüfung wird der Werksführerschein für die Fahrzeugarten ausgehändigt, die der Mitarbeiter sicher zu beherrschen gelernt hat.

Nachdem nunmehr über fünfzig Innentransportfahrer der Hoesch Walzwerke auf diese Weise ausgebildet worden sind, wird in absehbarer Zeit die Prüfung unumgängliche Voraussetzung für jeden sein, der ein Fahrzeug im Betrieb führen soll. Der Sinn der Ausbildung ist einleuchtend genug: die Gesundheit der Mitarbeiter und die Ausrüstung der Betriebe sollen – soweit irgend möglich – vor Schaden bewahrt werden.

Hohe Schule des Innentransports



Bild oben Ein Schnappschuß kurz vor der Fahrprüfung: Auf dem Stapelwagen sitzen Wilhelm Hoffmann (links) und Heinz Tauber (rechts). Fahrlehrer Kruse (stehend) gibt Fritz Honselmann, Fritz Bornemann und Heinz Liesenhoff (von links nach rechts) noch einige Erläuterungen

▲ Bei der Prüfung sehen die anderen Heinz Liesenhoff kritisch zu. Von links nach rechts: Anton Stadermann, Fahrlehrer Kruse, Fritz Bornemann, Fritz Honselmann, Hermann Erner, Herbert Heinig, Willi Tauber, Stanislaus Chudzinski und Wilhelm Hoffmann

Fernsehen auf der Westfalenhütte



An der Blockstraße wird umgebaut. Der Steuer-
mann muß seinen Steuerstand verlassen und
während der Bauzeit den Walzvorgang von
einem entfernter liegenden Steuerstand regeln.
Das ist leicht gesagt, aber schwer getan, denn
von dem neuen Steuerstand kann er den Walz-
vorgang nicht mehr direkt beobachten, und
eigentlich müßte er blind fahren, wenn...

Der Heizer im Kesselhaus muß ständig prüfen,
ob durch seine Schornsteine nicht zuviel Ruß
in die Luft fliegt. Wie soll er das machen? Seinen
Kesselleitstand verlassen und an eine Stelle lau-
fen, wo er die Schornsteine beobachten kann?
Und dann wieder zurück? Er müßte andauernd
unterwegs sein, wenn...

... wenn die Hoesch-Westfalenhütte nicht Fern-
sehgeräte besäße. Denn mit Fernsehgeräten
sind die Probleme leicht zu lösen. Für den Mann
an der Blockstraße wird beispielsweise während
der Umbauzeit eine Kamera in der Nähe des
alten Steuerstandes eingebaut, so daß er im
Sichtgerät ganz genau beobachten kann, was
geschieht. Dem Mann im Kesselleitstand wird
auf die gleiche Weise geholfen. Eine Kamera
auf dem Dach richtet ihr Auge auf „seine“ drei
Schornsteine. Unten im Leitstand steht der
Bildschirm, und der Heizer kann seine Be-
mühungen kontrollieren, die Schornsteine zwar
rauchen, aber nicht qualmen zu lassen.

Auch die Versuchsanstalt der Hoesch-Westfalen-
hütte besitzt schon eine vollständige Fernseh-
einrichtung, die einmal hier und einmal dort
aufgebaut wird. Vor kurzem beispielsweise stand
eine Kamera im Elektrostahlwerk und übertrug
einen Abgußvorgang.

Fernsehen - zu Hause und im Werk

Sicherlich gehört vielen unserer Leser zu Hause
ein Fernsehgerät, und doch werden nur wenige
ahnen, daß das Fernsehen nicht nur der Unter-
haltung dienen muß, sondern auch in unseren
Werken wichtige Aufgaben erfüllen kann.
Immer dort, wo es – aus welchen Gründen auch
immer – schlecht oder gar nicht möglich wäre,
wichtige Vorgänge vom menschlichen Auge be-
obachten zu lassen, wird das gläserne Auge der
Fernsehkamera mit seiner unbestechlichen Ge-
nauigkeit eingesetzt.

Selbstverständlich arbeiten unsere Fernseh-
einrichtungen auf der Westfalenhütte nach dem-
selben Grundsatz wie die der Rundfunkan-
stalten: Die Kameras sind zwar einfacher und
robuster gebaut, da sie der Feuchtigkeit, dem

◀ Durch ein Blechgehäuse geschützt, steht diese Fern-
sehkamera auf dem Dach des Kesselhauses. Auf dem Bild
Meßtechnikermeister Heinrich Techt

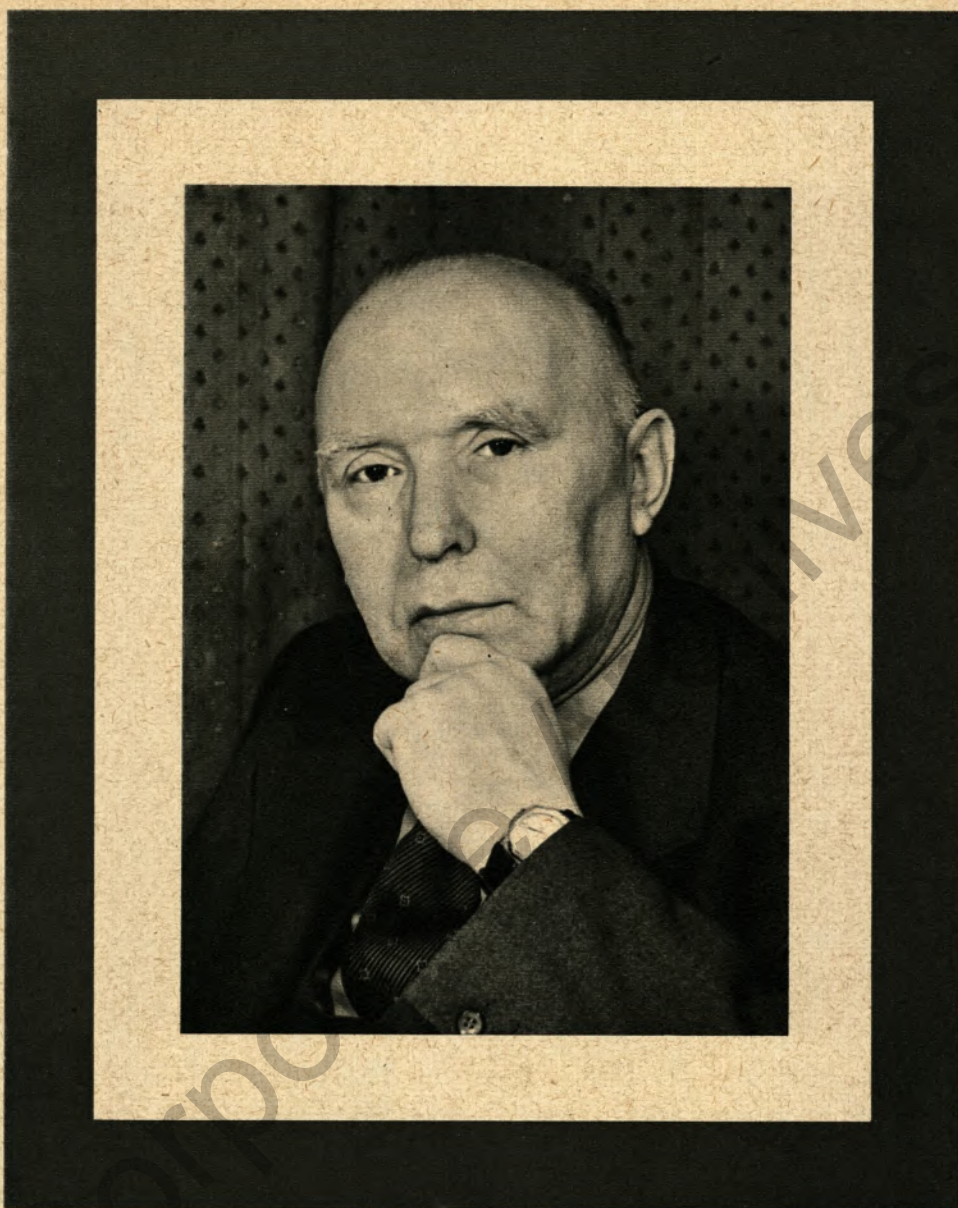
Staub und der Hitze ausgesetzt sind. Sie befinden sich deshalb in einem Gußkasten, der eine Öffnung für das Objektiv freiläßt.

Wie aber ist es überhaupt möglich, Bilder mit Hilfe des elektrischen Stromes zu übertragen?

Die Braunsche Röhre ist das Wundermittel. Sie ist eine Art „künstliche Netzhaut“. Der Leuchtschirm, in den die Röhre ausläuft, leuchtet nämlich auf, wenn er von einem Elektronenstrahl getroffen wird. Durch einen starken elektrischen Impuls erreichen den Leuchtschirm mehr Elektronen, als es bei einem schwachen der Fall sein würde. Wird der Elektronenstrahl an Elektronen ärmer, weil die entsprechende Stelle des Bildes dunkler ist, so erscheint auf dem Leuchtschirm ein schwacher, dunklerer Lichtpunkt. Wird dagegen die Elektronenzahl verstärkt, so wirkt der Bildpunkt hell. Helle und dunkle Lichtpunkte ergeben, wenn sie rasch gesetzt werden, ein brauchbares Gesamtbild. Wie aber will man die Punkte so schnell setzen, daß das Auge den Betrug nicht merkt, den man mit ihm vorhat?

Durch magnetische Ablenkvorrichtungen gelang es, den gesteuerten Elektronenstrahl Zeile für Zeile von links nach rechts und von oben nach unten über den Leuchtschirm zu führen. Anfänglich arbeitete eine solche Röhre mit einigen hundert Zeilen. Das Bild wirkte grob und rasterig. Heute zerlegt man ein Fernsehbild in 625 Zeilen. Der Elektronenstrahl solcher Röhren ist so fein ausgezogen, daß er einen Lichtpunkt hinterläßt, der trotz Streuung nicht größer ist als ein Drittel Quadratmillimeter. Auf eine Bildbreite von 29 Zentimeter und eine Höhe von 22 Zentimeter entfallen etwa 255 000 Bildpunkten. Diese Zahl an Bildpunkten wird innerhalb $\frac{1}{25}$ Sekunde gezeichnet; das sind in der Sekunde 5 975 000 Bildpunkte. Diese Geschwindigkeit ist notwendig, damit das Auge den Betrug nicht bemerken kann. Denn nur so entgeht es ihm, daß sich der Strahl bewegt, daß das Bild in Wirklichkeit aus Zeilen besteht und daß die bewegte Szenerie sich wie beim Film aus Einzelbildern zusammensetzt.

▼ Auf dem Bildschirm beobachtet Kesselwärter Wilhelm Frackowiak seine drei Schornsteine



WALTER FREITAG †

Am 7. Juni starb Walter Freitag, der ehemalige Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, im Alter von 68 Jahren in Herdecke bei Hagen. Walter Freitag hat durch sein selbstloses Streben für Freiheit und Menschenwürde der arbeitenden Menschen seinen Namen für immer mit der Geschichte der deutschen Gewerkschaften verbunden.

Im Jahr 1907 trat Walter Freitag als Achtzehnjähriger dem damaligen Deutschen Metallarbeiterverband bei. Bald wurde er der Vertrauensmann seiner Kollegen im Betrieb. 1919 wurde er Bevollmächtigter der Ortsverwaltung Remscheid und 1920 Bezirksleiter des Bezirks Hagen. Zwischen 1935 und 1945 wurde er wiederholt verhaftet.

Ungebrochen setzte sich Walter Freitag nach dem Zusammenbruch mit all seinen Kräften für den Aufbau einer freien und unabhängigen deutschen Gewerkschaft ein. Gemeinsam mit Wilhelm Blef gründete er im Bezirk Hagen die Industriegewerkschaft Metall. 1947 wurde er zum Vorsitzenden der IG Metall in der britischen Zone gewählt, und 1948 wurde er einer der Vorsitzenden der IG Metall für die gesamte Bundesrepublik. 1952 wählte ihn der DGB-Kongreß in Berlin zum Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Dem Hamburger DGB-Kongreß 1956 stellte er sich nicht mehr zur Wiederwahl, und schon damals ahnte und befürchtete man, daß ihm kein langer und froher Lebensabend beschieden sein würde, wie er ihm von allen Freunden und Kollegen herzlich gewünscht worden war.

Walter Freitag blieb sein ganzes Leben hindurch ein geradliniger einfacher Mensch, der alles Pathos verabscheute. Es ist bezeichnend für ihn, daß er alle öffentlichen Ehrungen, die ihm zugedacht waren, abwies. Sein ganzes Leben galt dem Bemühen um den sozialen Aufstieg der Arbeiterschaft. So gehörte er zu der Gruppe jener Männer, die die Mitbestimmung in der Wirtschaft forderten und für die Montanindustrie durchsetzten. Und noch in den letzten Jahren setzte er sich unermüdlich für die Bewahrung der Unabhängigkeit und Einheit der Gewerkschaften ein. Mit Walter Freitag haben die Gewerkschaften und das deutsche Volk einen Menschen verloren, dessen Leben ganz dem Dienste am Nächsten galt.

Hier wollen wir bleiben



1



2

Das Hoesch-Fertighaus in Hohenlimburg unterscheidet sich äußerlich kaum von den Häusern herkömmlicher Bauweise. Vier Familien – Belegschaftsmitglieder der Hoesch-Walzwerke – haben in ihm ein Heim gefunden, das sie nicht mehr hergeben möchten

1 Frau Winter – die Frau unseres Walzmeisters Günther Winter – im Wohnzimmer, von dem ein Balkon an sonnigen Tagen zum Genuß der schönen Aussicht lockt

2 Frau Liesenhoff, die im Erdgeschoß wohnt, hat für ihren Mann und ihre drei Kinder ein wohnliches Heim geschaffen

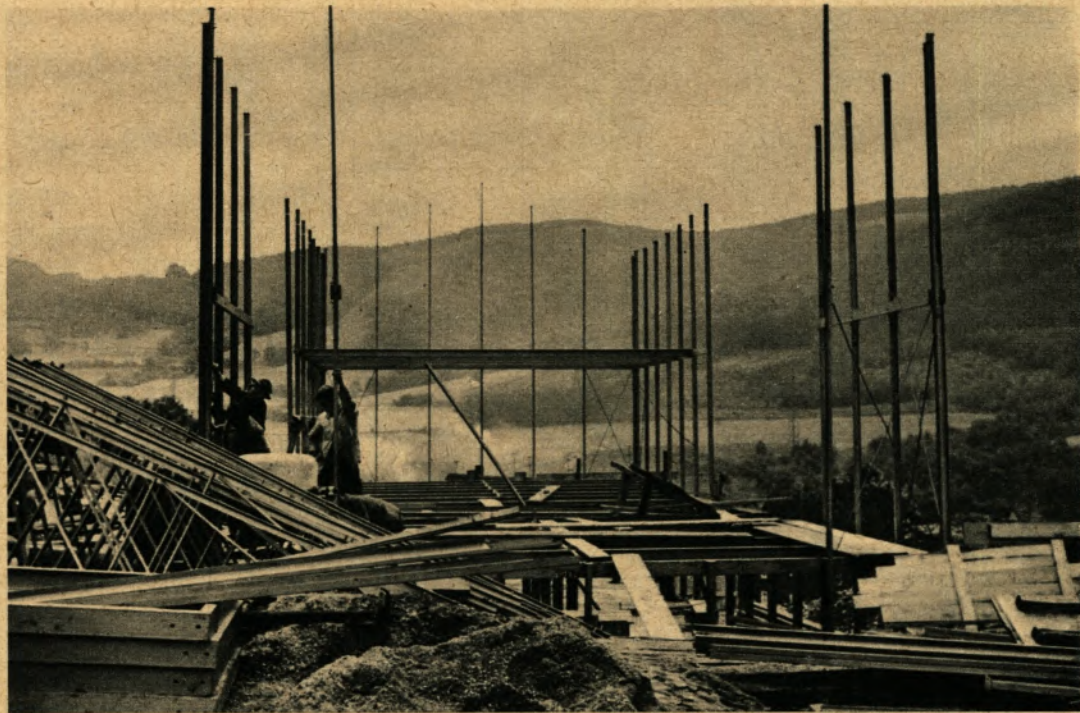
3 Frau Winter fühlt sich in der kleinen, aber praktisch eingerichteten Kochküche sehr wohl

4 u. 5 Beim Fertighausbau wird auf dem Fundament zunächst die Stahlkonstruktion errichtet

6 Wenn die Stahlkonstruktion fertig ist, kann das Dach eingedeckt werden, so daß die Bauarbeiter vor den Unbilden des Wetters weitgehend geschützt sind



3



4

**sagen die Bewohner
des Hoesch-Fertighauses
in Hohenlimburg**

Genaugenommen, sind sie die vielen Besuche schon ein wenig müde. Zuerst verging kaum ein Tag, an dem nicht wenigstens ein Neugieriger klingelte. Sogar aus dem Ausland kamen einige. Und alle stellten an die Hausbewohner die gleichen Fragen: „Wie gefällt es Ihnen in Ihrer neuen Wohnung? Ziehen Sie das Fertighaus vor oder würden Sie lieber mit einer Wohnung gewöhnlicher Bauweise tauschen? Sind die Wohnungen schalldicht und warm? Und wie steht es mit der Wetterfestigkeit?“

Ihre Antworten kommen, noch ehe die Fragen ganz ausgesprochen sind: „Es gefällt uns ausgezeichnet. Wir wollen keineswegs tauschen. Die Wohnungen sind ausgesprochen leise, warm und wetterfest.“ Und dann führen sie die Gäste in das Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer und lassen sie auch einen Blick in die Küche und ins Bad werfen. Die Zimmer sind hell und freundlich und unterscheiden sich nur durch dünnere Zwischenwände und stählerne Tür- und Fensterrahmen von Räumen gewöhnlicher Bauart. Auch äußerlich fällt das Vierfamilienhaus kaum auf. Man sieht ihm jedenfalls nicht an,

daß es mit unserer jahrhundertealten Bau- tradition gebrochen hat ...

Wie hat man früher gebaut?

„Jahrhundertealte Bautradition“ klingt ehrwürdig und paßt so gar nicht in unsere Zeit, in der auf allen Gebieten von Jahr zu Jahr neue umwälzende Fortschritte gemacht werden. Sollte sich beim Häuserbau seit den Tagen der Vorzeit wirklich so wenig verändert haben? Schauen wir zurück! In den Mittelmeerländern haben die Mepschen schon früh den Naturstein gebrochen und auch künstliche Steine hergestellt. So sind die ägyptischen Pyramiden beispielsweise aus behauenen Natursteinen aufgeführt, während die Bevölkerung zur gleichen Zeit ihre Hütten aus getrockneten und gebrannten Lehmziegeln errichtete. Auch die Bauten des alten Griechenlands und des alten Roms bestehen vorwiegend aus Natursteinen, die mit oder ohne Mörtel ausgeführt wurden. Die berühmte Trierer „Porta Nigra“ (das mächtige Nordtor in der römischen Stadtmauer) ist ein Natursteinbau mit so maßgerechten

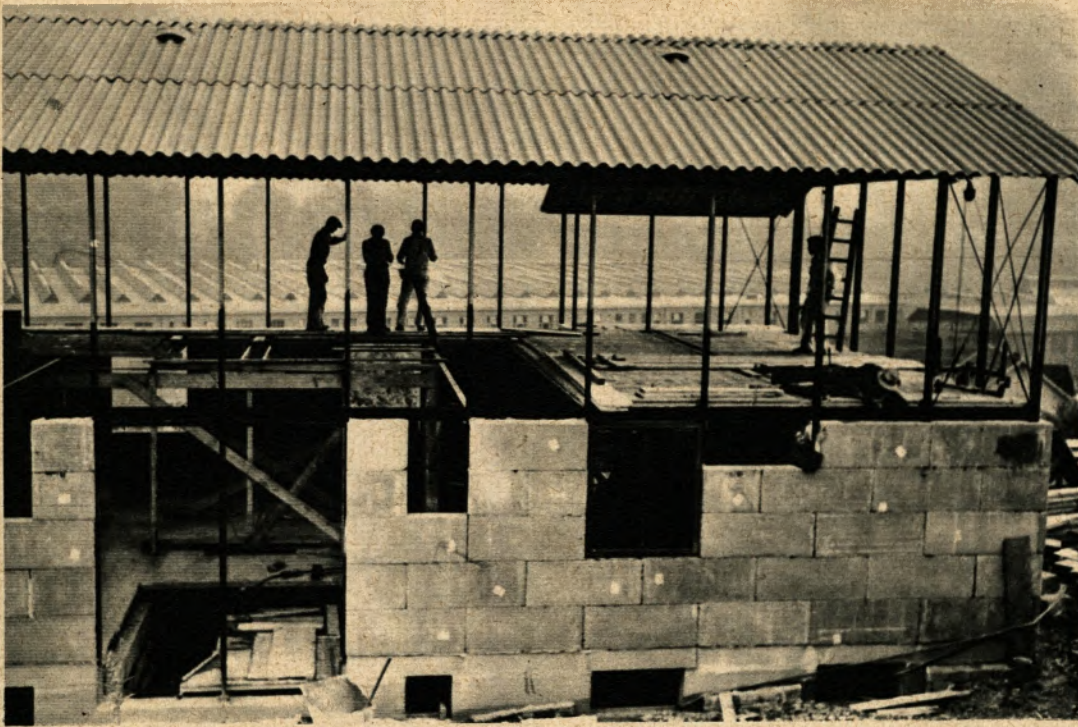
Lager- und Stoßfugen, daß sie seit ihrem Bau in den Jahren 313 bis 316 die Jahrhunderte ohne große Schäden überdauert hat.

Untersucht man in unseren Breiten die ältesten Steinbauten, so finden wir im Süden den Naturstein bevorzugt, während der Norden für Kultbauten und Patrizierhäuser schon früh den Backsteinbau eingeführt hat. Allgemein aber wurde im Norden der Holzfachwerkbau geübt, dessen Rahmen mit Lehm, Lehmziegeln oder gebrannten Ziegeln „ausgefacht“ wurden. Diese Bauweise ist zwar stark brandgefährdet, doch weisen unsere noch unzerstörten alten Städte viele Gebäude auf, die sich über 500 Jahre erhielten.

Wo stehen wir heute?

Und wo stehen wir heute? Wie hat sich das Bauen einer Zeit angepaßt, in der innerhalb eines Jahrhunderts die Technik vom Pferdewagen zum Düsenflugzeug fortgeschritten ist? Der Laie wird sein Urteil schnell bei der Hand haben und sagen: „Ich sehe keinen Unterschied zwischen der Bauweise der alten Ägypter und





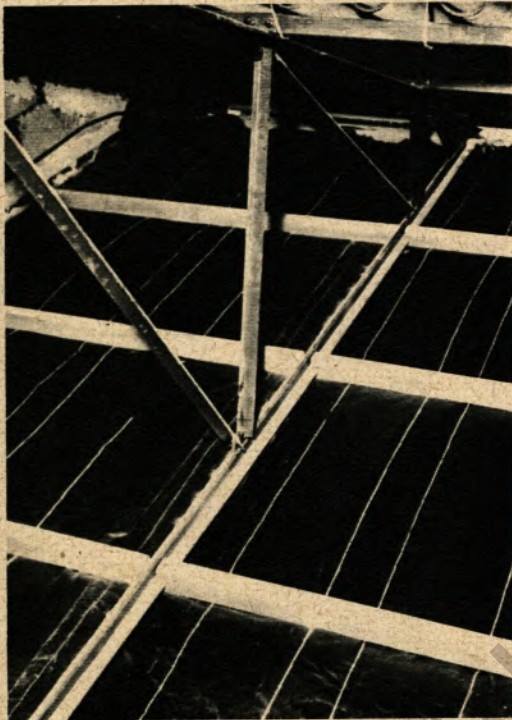
ausführten. Dieses Skelett kann schwere Lasten „aufnehmen“. Zur Ausfachung führten sie großflächige Platten ein, die nur sich selber zu tragen haben und deshalb leicht sein können. Auf diese Weise, im „Fertighaus-Bausystem“, wurde auch das Vierfamilienhaus in Hohenlimburg von Hoesch errichtet. Jenes Haus, das so uneingeschränkt die Zustimmung seiner Bewohner gefunden hat, daß der Betriebsrat der Hoesch Walzwerke nach einem Besuch an Dr. Ochel schrieb: „Zunächst waren wir selbst über die schönen Wohnungen und eingebauten Bequemlichkeiten überrascht. Sowohl die Männer als auch die Frauen sprachen sich ausnahmslos lobend über die Wohnungen aus. Unser Walzmeister Gustav Winter sagte wörtlich: „Die Wohnung ist so schön und bequem, daß ich hier bis zu meinem Lebensende bleiben möchte!“

Aber nicht nur die Mieter begrüßen den Fertighausbau – auch und vor allem der Baufachmann hat mit dieser Weiterentwicklung der Bautechnik einen Schritt vorwärts getan, der ihm viele nicht zu unterschätzende Vorteile erschließt. Sowie die Stahlkonstruktion eines Fertighauses steht, kann das Dach „eingedeckt“ werden. Nahezu unbeeinflusst vom Wetter wird der Bau weitergeführt. Die Verwendung von Trockenmörtel ermöglicht das „Versetzen“ der Platten auch bei Frost. Das bedeutet, daß der Fertighausbau auch im Winter möglich ist und die zahlreichen Entlassungen im Baugewerbe vermindern könnte. Der Wohnwert der Fertighäuser ist von vornherein höher, da sie von Anfang an trocken sind und die Wärmedämmung der dünnen Wände stärker als die von Ziegelmauerwerk ist. Ihre Bauzeit beträgt nicht mehr als höchstens dreißig Prozent derjenigen der üblichen Häuser.

Schon jetzt hat die Fertighausabteilung der Hoesch-Werke neben dem Wohnhaus in Hohenlimburg eine Anzahl leichter Gebäude für andere Zwecke geliefert. Und schon in nächster Zukunft werden im Raum Dortmund 54 Stahlarbeiterwohnungen errichtet, deren Bau von der Montanunion – nachdem sie sich von den Vorzügen des Fertighausbaues überzeugt hat – wirtschaftlich stark unterstützt wird.

Mit der Weiterentwicklung des Fertighausbaus hat Hoesch einen Schritt vorwärts in der Bautechnik getan und damit gleichzeitig ein neues Absatzgebiet für die Stahlleichtprofile der Hoesch Walzwerke Hohenlimburg erschlossen.

Dipl.-Ing. W. Dierks



unserer; wir setzen immer noch Ziegelstein auf Ziegelstein!“

Der Baufachmann wird dieses Urteil natürlich nicht gelten lassen und auf Stahl, Beton und die maschinellen Baueinrichtungen hinweisen. Und trotzdem! Ein richtiger Kern liegt auch im Urteil des Laien, ein Kern, von dem der Baufachmann ausging, als er die Ziegelsteine zu verbessern suchte, indem er größere Viellochsteine oder größere Blocksteine aus Ziegelsplitt, Bims oder Porenbeton einführte. Da diese Steine aber nicht nur die eigene Last, sondern auch die aus den Wohnungsdecken und dem Dach zu tragen haben, müssen sie eine große Festigkeit aufweisen und sind deshalb schwer. Andererseits können die Steine nicht beliebig vergrößert werden, da sie nicht transportfest bleiben oder zu schwer werden.

Die Idee der Fertighaus-Bauer

Hier haben die „Fertighaus-Bauer“ mit ihren Überlegungen eingesetzt. Sie entnahmen dem alten Holzfachwerkbau die Idee des Skeletts, das sie aber nicht mehr in Holz, sondern in Stahl



1 Schnell werden die großen und dennoch leichten und handlichen Außenwandplatten in das Stahlfachwerk eingefügt

2 Glas- oder Steinwollmatten in der obersten Decke schützen vor Wärmeverlust gegen den Dachraum hin

3 Als Deckenputz werden fertige und sehr große Gipskartontafeln an eingehängte Holzleisten angebracht

4 Nach einer Bauzeit, die knapp einem Drittel der üblichen Bauzeit entspricht, stand das Hohenlimburger Hoesch-Fertighaus einzugsbereit da





1

Fürst Leopold-Baldur beim Festzug in Wulfen

Der 22. Juni war für die Gemeinde Wulfen bei Dorsten ein großer Tag: der Bürgerschützenverein feierte sein 125jähriges Bestehen! Heute gehören dem Jubelverein vor allem Bergleute der nahegelegenen Schachanlage Fürst Leopold-Baldur an. Kein Wunder, daß diese enge Verbundenheit zwischen Wulfen und Dorsten, zwischen Bürgerschützenverein und Belegschaftsmitgliedern die Schachanlage Fürst Leopold-Baldur bestimmte, sich an dem zur Feier des Tages veranstalteten Umzug zu beteiligen.

Der Festzug veranschaulichte mit vielen Kapellen (Bild 1 – Bergjugendkapelle von Leopold-Baldur), Kostümgruppen und Schauwagen die Entwicklung Wulfens seit tausend Jahren. Die drei Festwagen von Leopold-Baldur brachten den entscheidenden Anteil des Bergbaus an der jüngsten Wulfener Geschichte zum Ausdruck, denn der Bergbau hat – als er um die Jahrhundertwende nördlich der Lippe Fuß faßte – naturgemäß die Geschichte der vorher ganz ländlichen Gegend stark beeinflußt. Der erste Wagen zeigte die Anfänge der Kohlenförderung auf Fürst Leopold um 1913, der zweite bot einen Querschnitt durch das Gebirge, durch einen Streb, eine Strecke und einen Schacht mit ihren modernen Fördermitteln (Bild 2). Auf dem dritten Wagen (Bild 3) wurden der Verbund zwischen Zeche und Kraftwerk sinnbildlich dargestellt und die enge Verbindung von Fürst Leopold-Baldur zu den Hoesch Werken deutlich gemacht.

Viele Belegschaftsmitglieder haben zum Gelingen des Festzuges beigetragen, unter ihnen sind Dipl.-Ing. Böttcher, Baumeister Schilla, Bauführer Stenke, Ausbildungsleiter Roski, Fahrhauer Feller und Betriebsratsvorsitzender Orzelski besonders zu erwähnen.

Höhepunkt und Krönung des Festes war aber am Montag der Königsschuß eines alten Bergmannes von Fürst Leopold – des Meisterhauers Alois Rössmann!



2



3

passiert

notiert

fotografiert

Der mexikanische Botschafter unser Gast

Auf eine Einladung der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft hin besuchte Dr. Guerra, der Botschafter Mexikos in der Bundesrepublik, in den ersten Julitagen Dortmund. Oberbürgermeister Keuning gab dem Gast im Stadthaus einen Empfang. Bei der Begrüßung wies er auf die große kulturgeschichtliche Vergangenheit Mexikos hin. Anschließend beantwortete Dr. Guerra bereitwillig alle Fragen der Journalisten und gab dabei einige interessante Aufschlüsse über sein Land und die deutsch-mexikanischen Beziehungen. „Sie glauben gar nicht, wie sehr die Deutschen und deutsche Waren in Mexiko geschätzt werden“, sagte er. „Nur schade, daß die Bundesrepublik so weit von unserem Land entfernt ist, sonst würde der wirtschaftliche und kulturelle Austausch gewiß



noch intensiver sein, als es augenblicklich ist. Vor allen Dingen sind wir an einer weitgehenden Ausbildung unseres technisch-wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland oder durch Deutsche in Mexiko selbst interessiert. Denn all die großzügigen Pläne zur Industrialisierung unseres Landes können nur verwirklicht werden, wenn neben dem Kapital, das wir zum großen Teil selbst aufbringen können, das nötige

Wissen vorhanden ist.“ Wenn auch der Anteil der Bundesrepublik am mexikanischen Handel zur Zeit nicht sehr groß ist, sollten das Ruhrgebiet und Dortmund aufmerksamer die weitere Entwicklung beobachten, da 75 v. H. der mexikanischen Importe aus Investitionsgütern und Halbfertigfabrikaten bestehen, die gerade in unserem Raum erzeugt werden.

Am Abend sprach Dr. Guerra im Fritz-Henßler-Haus über die politische und wirtschaftliche Lage seines Heimatlandes, in dem sich, wie in vielen anderen lateinamerikanischen Ländern, eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Umschichtung vollzieht, wie sie die Industrialisierung mit sich bringt. Da am Tag zuvor Dr. Mateos zum Präsidenten von Mexiko gewählt worden war, richtete Dr. Guerra an die Rheinisch-Westfälische Auslandsgesellschaft die Einladung, mit einer Delegation von Vertretern der Wirtschaft, Industrie und Banken der am 1. Dezember in der Stadt Mexiko stattfindenden Investitur des neuen Präsidenten beizuwohnen. Während des Dortmunder Besuches nahm Dr. Guerra Gelegenheit, die Hoesch-Westfalenhütte zu besichtigen und auf der Schachtanlage Kaiserstuhl einzufahren. Unser erstes Bild zeigt Dr. Guerra (rechts) auf der Hochofenbühne mit Matthias Fronk von der Westfalenhütte; das zweite entstand kurz vor der Grubenfahrt und zeigt v.l.n.r. Dr. Koch, Vorstandsmitglied der Hoesch-Werke; Dr. Guerra; Bergwerksdirektor Dr. Kubuschok (im Hintergrund); Frau Mariani, Dr. Guerras Sekretärin; Obersteiger Dipl.-Ing. Goldbach und Betriebsdirektor von Rekowsky.





Sozialminister a. D. Hemsath auf Leopold

Bei einem Besuch in Dorsten ließ es sich der ehemalige nordrhein-westfälische Arbeits- und Sozialminister Hemsath nicht nehmen, die Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur zu besichtigen. Sein besonderes Interesse galt den Sozialeinrichtungen und der in der Verbindung Kraftwerk-Zeche besonders deutlich werden den Verbundwirtschaft. Unser erstes auf dem Werksgelände aufgenommene Bild zeigt von links nach rechts (unverdeckt): Bergrat Ilgner, Minister Hemsath, den Dorstener Bürgermeister Schürholz, Bergwerksdirektor Dr. Wilde und Oberbergrat Isselstein. Auf dem zweiten Bild erklärt Dr. Im Brahm (rechts) im Gesundheitshaus die Wirkung des Stangerbades. Von links nach rechts: Minister Hemsath, Betriebsratsvorsitzender Orzelski, Bergrat Ilgner, Dr. Wilde und Dr. Im Brahm.



Bürgermeister Willy Brandt besucht Hoesch

Die enge Verbundenheit zwischen Berlin und den Hoesch-Werken hat sich schon wiederholt bewiesen. Berliner Firmen – die Borsig AG, AEG und Berliner Maschinenbau AG vorm. L. Schwartzkopf – bauten das Kraftwerk in Hervest Dorsten und die Mittelbandstraße in Hohenlimburg; am Bau der Halbzeugstraße der Hoesch-Westfalenhütte waren Berliner Firmen maßgeblich beteiligt. Schon seit den dreißiger Jahren befindet sich in Berlin eine Geschäftsstelle der Hoesch Werke AG und eine Niederlassung des Hoesch Eisenhandel mbH, und im vergangenen Jahr hat die Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH ihre Stellung in Berlin stark ausgebaut. Aber nicht nur geschäftlicher Art sind die Bindungen zwischen Hoesch und Berlin: einige Jahre schon haben die Hoesch Werke Berliner Kinder zu erholsamen Ferien an die Nordsee eingeladen. Jüngst erfuhren

diese verschiedenartigen Bindungen eine weitere Bereicherung, als Willy Brandt, der Regierende Bürgermeister von Berlin, damals auch Präsident des Bundesrates und Vertreter des Bundespräsidenten, die Hoesch Werke besuchte.

Willy Brandt zeigte sich von den neuzeitlichen Anlagen auf der Westfalenhütte stark beeindruckt.

Unsere drei Bilder zeigen den Gast, wie er den weißen „Besucher“-Schutzhelm probiert, danach in einem Steuerstand der Feineisenstraße (von links nach rechts: Kurt Fiebig, Hoesch Werke; Dr. Harr, Vorstandsmitglied der Westfalenhütte; Willy Brandt und die Vorstandsmitglieder Dr. Ochel und Dr. Koch von der Hoesch Werke AG) und auch im Thomaswerk (Dr. Harr, Willy Brandt und Schichtobermeister Bruno Brosent).





Heinrich Willmer war Kolonnenführer auf der Hoesch-Westfalenhütte. Am 17. Juli 1958 beging er sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum. Zunächst arbeitete er drei Jahre als Lehrling in der elektrotechnischen Abteilung der Hütte. Nach einem Stellungswechsel kehrte er 1912 wieder ins Werk und zu seiner alten Abteilung zurück. Später wurde er elektrotechnischer Betriebsmonteur und Kolonnenführer im Martinwerk. Wir wünschen ihm und den anderen Jubilaren nach ihrer Pensionierung alles Gute und noch viel glückliche und gesunde Lebensjahre!



Leonhard Menden trat als gebürtiger Altenessener am 3. August 1908 in den Tagesbetrieb der Altenessener Schachthanlage Fritz ein. Später ging er nach Untertage. Als er sich während des ersten Weltkrieges ein Magen- und Nierenleiden zuzog, konnte er nach seiner Entlassung trotz allen Bemühens die Untertagearbeit nicht mehr ausüben. Seit 1920 hat Leonhard Menden deshalb als Kauenwärter gewissenhaft gearbeitet. Seine Freizeit mußte er vor allem der Erhaltung der Gesundheit widmen: er braucht stets viel Ruhe zum Ausgleich.



August Gleibs beging am 1. August sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Fünfzig Jahre lang war er auf ein und derselben Schachthanlage beschäftigt: auf der Zeche Fritz der Altenessener Bergwerks-AG. Er wurde im ersten Weltkrieg verwundet, konnte dennoch nach seiner Rückkehr und Genesung im Jahre 1920 die Arbeit wieder aufnehmen. Fast ein halbes Jahrhundert war er nun als Hauer tätig. In seiner Freizeit beschäftigt sich August Gleibs am liebsten in seinem Garten, in dem er auch eine nutzbringende Kaninchenzucht eingerichtet hat.

50 Jahre bei uns

Paul Niehammer wurde in Karnap geboren. Er feierte am 8. Juli sein 50jähriges Arbeitsjubiläum bei der Altenessener Bergwerks-AG, nachdem vor ihm schon sein Vater das 25jährige und zwei Brüder das 40- beziehungsweise 50-jährige Dienstjubiläum auf der Schachthanlage Fritz-Heinrich begehen konnten. Paul Niehammer begann 1908 auf der Schachthanlage Fritz-Heinrich die Schmiedelehre. Bis zur Einberufung 1914 arbeitete er als Schmiedegeselle. Nach einer schweren Verwundung kehrte er 1916 nach Altenessen zurück. Er war zunächst als Rangierer beschäftigt, bis er im Jahr 1958 Rangiermeister wurde.

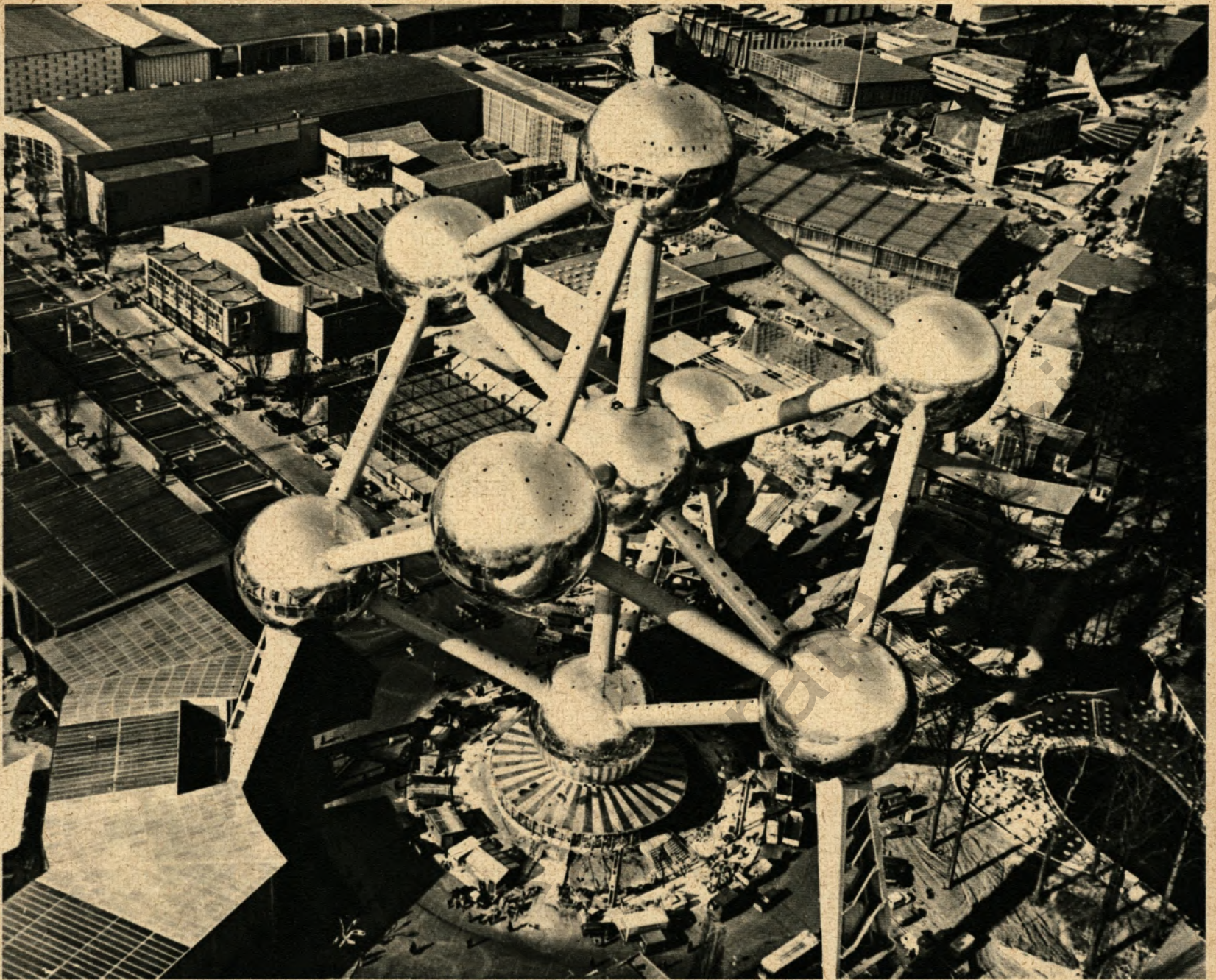


Paul Sohlenkamp feierte am 4. August 1958 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum bei der Hoesch Bergwerks-AG. Wir trafen ihn auf seiner Lok auf der Zeche Kaiserstuhl-Westfeld. Er erzählte, daß er als Junge auf Kaiserstuhl gelernt hat, daß er im ersten Weltkrieg U-Bootfahrer bei der Marine war und bei Scapa Flow gefangen genommen wurde. Vier Jahre saß er damals in England fest. Nach dem Kriege kehrte er in seinen alten Betrieb zurück. Er wurde wieder Lokführer auf einer Dampflokomotive. Früher war Paul Sohlenkamp lange Zeit Mitglied von Borussia, aber auch heute noch nimmt er regen Anteil an dem sportlichen Geschehen seines Vereins.

Theodor Janke ist am 15. August fünfzig Jahre in der Maschinenfabrik Deutschland tätig. Von 1908 bis 1912 war er kaufmännischer Lehrling. 1914 wurde er zum Militär eingezogen und später in Frankreich verwundet, so daß er einige Jahre im Lazarett zubringen mußte. 1919 kam er nach der Maschinenfabrik Deutschland zurück und konnte wieder seinen alten Arbeitsplatz einnehmen. 1928 wurde er Versandleiter, gleichzeitig stand er auch dem Rechnungswesen vor. Nach seiner Pensionierung wird er als begeisterter Fußballanhänger, Skatspieler und Kegler wohl nie über Langeweile klagen können.

Jakob Nink wurde am 24. September 1892 in Trier geboren. Er ist Jubilar des Trierer Werks der Trierer Walzwerke AG. Als Vierzehnjähriger – am 25. Juni 1906 – begann er in der Federstahlabteilung zu arbeiten. Der erste Weltkrieg unterbrach seine Tätigkeit einige Jahre lang. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde Jakob Nink wieder in derselben Abteilung beschäftigt. 1925 wechselte er als Metallschneider zur Stahlabteilung über, und seit 1937 arbeitet er als Metallschneider im Walzwerk. Jakob Nink ist begeisterter Sänger und zählt zu den treuesten Angehörigen des Werkchores.





Mit 102 Meter Höhe überragt das Atomium als Wahrzeichen die Brüsseler Weltausstellung



Alle Wege führen nach Brüssel

Ein Besuch auf der Weltausstellung

Alle Wege führen in diesem Jahre nach Brüssel. Eine Großstadt wurde für sechs Monate zur Weltstadt, zur Stadt, in der die Welt sich trifft. Auf der Schiene, durch die Luft und über die Straßen bewegen sich seit dem Eröffnungstage, dem 17. April 1958, Heerscharen von Besuchern zur „Exposition universelle et internationale“. Längst ist die Zehnmillionengrenze überschritten. Die Experten hoffen, daß vierzig bis fünf- undvierzig Millionen „Bruxelles“ besuchen werden. Alles deutet darauf hin, daß sich ihre Hoffnung erfüllen wird – tägliche Besucherzahlen von sechs-, sieben- ja achthunderttausend Menschen waren keine Seltenheit. In kurzen Abständen schieben sich die Züge aus östlicher Richtung, von Aachen via Liège kom-

mend, in den „Gare du Nord“, tauchen dann in die Tiefe, werden zur Untergrundbahn und steigen erst wieder im Herzen der Stadt, kurz vor dem „Gare du Midi“, zum Tageslicht empor. Sie bringen überwiegend Deutsche aus der Bundesrepublik, und dieser Strom scheint die Richtigkeit dessen zu beweisen, was ein Belgier erzählte: daß allein aus dem westlichen Deutschland neun Millionen Besucher angemeldet seien.

Auf dem am Ausstellungsrand gelegenen Hub-schrauberlandeplatz heben und senken sich vom frühen Morgen bis in den späten Abend in kürzester Folge gewaltige Helikopter mit Gästen aus den Nachbarländern. Nicht wenige unter ihnen haben dieses für kurze Strecken immer

mehr in Mode kommende Luftfahrzeug auf dem Dortmunder Westfalendamm bestiegen. Wer Brüssel mit eigenem Fahrzeug besucht, kann sich nicht verirren. Lange bevor man die Stadt erreicht, beginnen die charakteristischen fünfzackigen gelben Sterne den Weg zur „Expo“ zu weisen. Freilich sollte er eines berücksichtigen: In Belgien kennt man keinen Führerschein. Wer sich als korrekter Fahrer auf den großen Straßen der Metropole an die deutlich sichtbar gemachte Geschwindigkeitsbegrenzung von zumeist 60 Kilometer je Stunde hält, wird mit achtzig oder hundert überholt und nicht selten verständnislos angesehen. Dennoch sei Korrektheit und Verkehrsdisziplin dringend empfohlen – nicht zuletzt um des



guten Eindrucks willen, den man als Gast in einem fremden Lande tunlichst anstreben sollte.

Zeit - das wichtigste Mitbringsel

Das Ausstellungsgelände liegt im Norden Brüssels, angelehnt an den „Parc Royal de Stuyvenberg“, in seinem südlichen Teil nur durch die „Avenue du Parc Royal“ vom Königlichen Schloß und dem Schloßpark getrennt. Seine gesamte Ausdehnung beträgt mehr als zwei Kilometer Länge und anderthalb Kilometer Breite. Und auf diesem Areal gibt es unendlich viel zu sehen, mehr, als ein Durchschnittshirn in wenigen Tagen erfassen und verarbeiten kann. So müßte man denn für die „Expo“ etwas mitbringen, was die wenigsten haben: Zeit, viel Zeit. Oder aber den Mut, sich auf wenigens zu beschränken und dieses wenige um so gründlicher aufzunehmen. Andernfalls läuft man Gefahr, sich im Oberflächlichen zu verlieren, wobei über der äußeren Pracht von Form und Farbe der Gehalt zu kurz kommen muß. Denn – Gehalt hat diese Weltausstellung, auch wenn er ihr zuweilen abgestritten, zumindest aber nur zögernd zugestanden wird. Das mag an der Fülle des Gebotenen liegen, dessen bunte Vielfalt fraglos dazu verleitet, vor dem Übermaß zu kapitulieren und in dem Ganzen nicht viel mehr zu sehen als einen bunten Jahrmarkt internationalen Gepräges.

Belgien - ganz umfassend

Natürlich hat Belgien selbst die ihm als dem Gastland gegebenen räumlichen und organisatorischen Möglichkeiten vollendet zu nutzen verstanden. Rund die Hälfte der Ausstellungsfläche nehmen die „Section Belge“ und „Congo Belge“ ein. In mehr als achtzig Hallen, Pavillons und anderen baulichen Anlagen werden nicht nur alltägliche Fragen ausführlich beantwortet. Luftfahrt und Landwirtschaft, Leichtmetall und Holz, Leder und Häute, Textilien und Nahrungsmittel, Bauen und Wohnen – das sind Themen, die man erwartet. Aber man ist noch weiter gegangen, noch umfassender gewesen:

denn auch Berufsausbildung oder Unfallverhütung, Sport und Bibelforschung, Versicherungswesen oder Sozialökonomie, Bankgeschäft oder Diamantenindustrie – um nur einiges wahllos herauszugreifen – sind angesprochen und mit Hilfe von Modellen und Statistiken, umfassendem Bildmaterial und graphischen Darstellungen eingehend behandelt. Reizvoller Anziehungspunkt inmitten der Fülle des von Belgien Gezeigten ist zweifellos die Abteilung „Belgisch-Kongo und Ruanda-Urundi“. (Ruanda und Urundi, nördlich vom Tanganjika-see in Innerafrika gelegen, gehörten einst zu Deutsch-Ostafrika, wurden nach dem ersten Weltkrieg belgisches Völkerbundsmandat und sind seit 1946 als Treuhandgebiet der Vereinten Nationen unter die Verwaltung Belgisch-Kongos gestellt.) Wer sich für die vielseitigen Probleme interessiert, der die Wirtschaft im allgemeinen

◀ Eigens zu diesem Zweck ausgebildete Hostessen betreuen in Brüssel die Besucher

und ganz besonders natürlich die Landwirtschaft unter tropischem Klima gegenüberstehen, wird hier unendlich viel Sehenswertes finden.

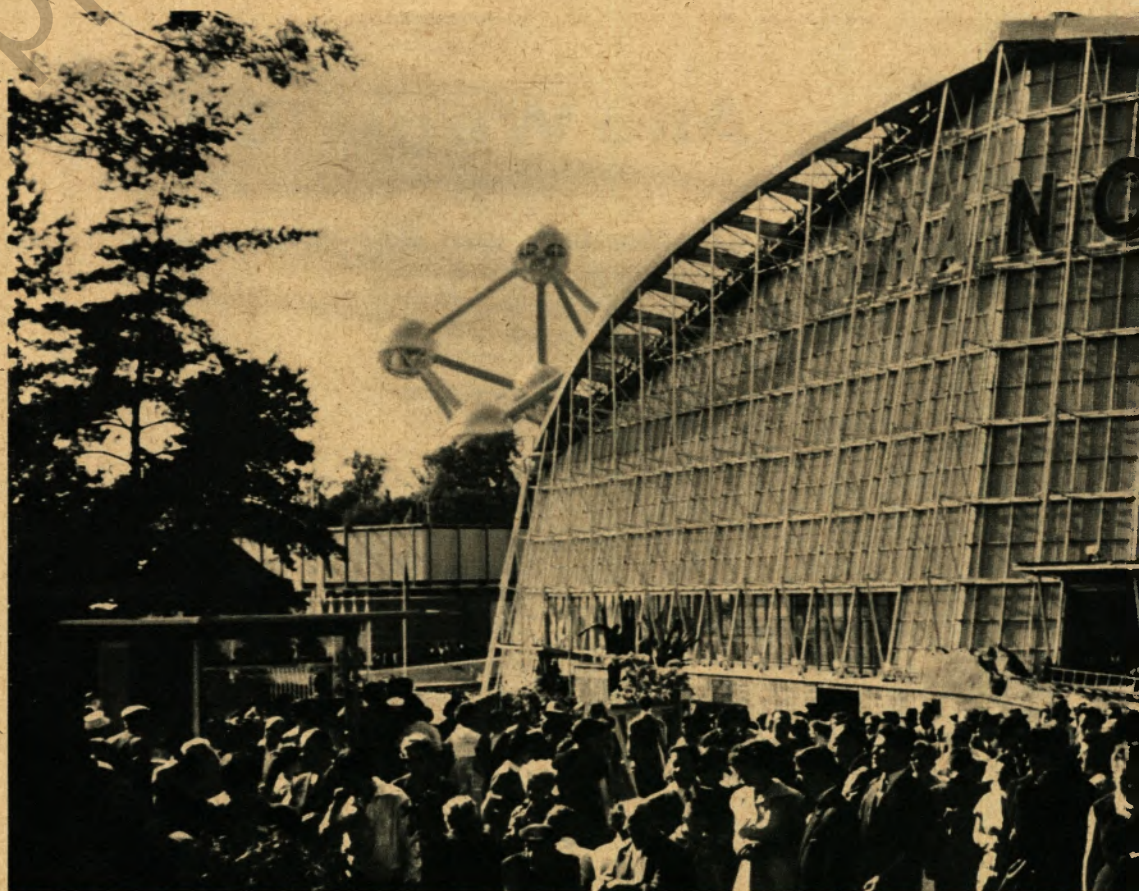
Wer französisch kann, hat es leichter

Der „Section Belge“ und ihrem Anhang „Congo Belge“ – dem also, was Mutterland und Kolonien zu zeigen haben – steht das gegenüber, was die restliche Welt für charakteristisch und ausstellungswürdig befand. Es ist zusammengefaßt in den „Sections Etrangères“, den ausländischen Abteilungen.

Rund fünfzig Länder teilen sich in den zweiten großen Ausstellungsabschnitt. Sie reichen durch das ganze Alphabet: von „Allemagne“ bis „Yougoslavie“, von „Arabie Séoudite“ bis „Venezuela“, von „Australien“, „Brésil“ und „Cambodge“ bis „Tunisie“, „Turquie“ und „URSS“. Daß wir soeben die Ländernamen in französischer Sprache angeführt haben, soll nur die Wirklichkeit andeuten. Und diese Wirklichkeit zwingt entweder zum vorherigen Aufbügeln französischer Sprachkenntnisse oder aber zum Verzicht auf das Verständnis letzter Einzelheiten. Wer das Französische – oder, weniger wahrscheinlich, das Flämische – beherrscht, hat keine Schwierigkeiten. Wer im Englischen zu Hause ist, muß schon erheblich suchen. Und deutschsprachige Information ist ohnehin selten. Nur sehr wenige Nationen – unter ihnen natürlich Amerika und Rußland – haben die Sprachskala für erklärende Texte über Muttersprache, Französisch und Flämisch hinaus erweitert. Möglich ist jedoch, daß inzwischen die anderen Länder diesem Beispiel gefolgt sind.

So will die Welt gesehen werden!

In Brüssel präsentiert sich die Welt – so, wie sie gesehen werden möchte. Natürlich erschwert das dem Besucher die Stellungnahme. Der Nenner ist zu verschieden. Doch selbst wenn es nach einiger Zeit dem um Information Be-



► Dreitausend Tonnen Stahl sind beim Bau des französischen Ausstellungsgebäudes verwendet worden

mühten gelungen ist, eine Art der Betrachtung zu finden, die ihm vergleichendes Sehen ermöglicht – ist das Bild dann lückenlos? Bleiben da nicht wesentliche Fragen unbeantwortet? Im Mosaik der Welt, das in Brüssel ausgestellt ist, fehlen zwei wichtige Steine aus Fernost. Indien und China, die gerade ob ihrer Geheimnisfülle unendlich interessanten Großmächte, sind der Ausstellung ferngeblieben. Und die „Expo“, gesehen als Gleichung mit zwei Unbekannten, wird zum schwer lösbaren Problem kulturpolitischer Mathematik.

Vier Straßen laufen in der Mitte des Weltausstellungsgeländes sternförmig zusammen: die „Avenue Belgique“, die „Avenue de l'Urundi“, die „Avenue du Congo“ und die – „Avenue de l'Atomium“. Sie treffen sich unter dem Wahrzeichen der Schau, dem Atomium.

Seine äußere Form entspricht der elementaren Zelle eines Eisenkristalles in 150 milliardenfacher Vergrößerung. Stählerne Hohlkugeln mit je 18 Meter Durchmesser machen ihre neun Kristallatome sichtbar. Das ganze Gebilde bietet sich in seiner Gesamtheit als ein innen zentrierter Würfel, ein Hexaeder, dar, der auf einer seiner acht Ecken steht. Die stählernen Kugeln sind mit einer Aluminiumhaut überzogen und durch 29 Meter lange Röhren von je 5 Meter Durchmesser untereinander verbunden. 102 Meter ist das Atomium hoch. 2400 Tonnen beträgt sein Gewicht.

In der Weltausstellung 1851 zu London war der Kristallpalast die bauliche Sensation. 1889 bewunderte man in Paris den 500 Meter hohen Turm Eiffels. 1958 zieht der silberne Glanz des Atomiums die Blicke auf sich. Fast schwerelos scheint es dazustehen, während in seinem Innern Rolltreppen laufen, ein Schnellaufzug 5 Meter in der Sekunde überwindet, Hunderte von Menschen luxuriöse Menüs einnehmen, sich über Kernenergie informieren, eine Produktionszelle für radioaktives Jod betrachten, einen Blick in das neue Siemens-Martin-Werk von Hoesch tun, sich einen Hoesch-Film ansehen oder aus einem der zahlreichen Fenster und Bullaugen den märchenhaften Ausblick auf die „Expo“ mit ihren insgesamt mehr als 200 Pavillons und Palästen genießen. Auf ein



▲ Über eine breite Freitreppe gelangt man zum säulengeschmückten Eingang der sowjetischen Ausstellungshalle

▼ Ein Meisterstück moderner Architektur ist der riesige Rundbau der Amerikaner mit dem schwebenden Kunststoffdach





▲ Eine Oase im Trubel der Weltausstellung sind die deutschen Ausstellungsgebäude. Auf unserem Foto der Innenhof mit dem »Dreischaalen-Brunnen«

▼ Elegant und formschön ist die an einem einzigen Pfeiler aufgehängte Laufbrücke des deutschen Pavillons. Eine Dortmunder Firma, die Dortmunder Union Brückenbau AG, hat sie gebaut

Meer von Blumen, Pflanzen, Sträuchern, Bäumen und Wassereffekten. Auf eine Architektur von morgen, die den Architekten heute bereits einfiel.



Giganten der Ausstellung: USA und UdSSR

Die beiden Giganten der Ausstellung, USA und Sowjetunion, haben ihre Brüsseler Aufgabe sehr unterschiedlich angefaßt.

Amerikas in fünf Erdteilen bekannter Architekt Stone hielt sich an die Dimensionen des Kolosseums in Rom und errichtete einen der größten Rundbauten der Welt, wobei er Brüsseler Bäume stehen ließ und in seinen Pavillon hineinkomponierte. Und in dieser gewaltigen Rotunde mit mehr als 100 Meter Durchmesser läßt man beeindruckende Knallbonbons platzen: „Ramac“, das Elektronengehirn, in dem man nahezu 6000 historische Daten des christlichen Zeitalters gespeichert hat – wohl gemerkt in zehn Sprachen. „Circarama“, die neueste filmtechnische Rundumspielerei Walt Disneys, der die Beschauer in drehender Bewegung hält, da unsere zwei Augen ja nur einen begrenzten Blickwinkel gestatten. Farbfernsehen, an dessen Produktion die Beschauer teilhaben und durch direkten Vergleich feststellen können, mit welcher Genauigkeit man bereits die Farbwerte steuern kann. Daß man es darüber hinaus jenseits des Atlantik verstanden hat, die Technik auf allen Gebieten in den Dienst des menschlichen Lebens zu stellen, wird fast spielerisch mit der linken Hand vermittelt.

Der scheinbar absichtslosen Zufälligkeit des amerikanischen Programms steht das prall gefüllte Schaufenster Rußlands gegenüber, das sich in einem aus Stahl, Glas und Aluminium errichteten Pavillon von 150 Meter Länge, 72 Meter Breite und 22 Meter Höhe dem unablässig drängenden Besucherstrom darbietet. Offensichtlich hat man sich die Gelegenheit

nicht entgehen lassen wollen, der „westlichen“ Welt möglichst viel, wenn nicht gar alles zu zeigen, was man hat, worauf man stolz ist, woran man glaubt und – was eben jener „Westen“ vielleicht nicht weiß. Daß der Bogen des Gezeigten beim Sputnik III enden würde, war zu erwarten. Erstaunlich jedoch die Gründlichkeit: der Bogen beginnt – wenn man so will – beim weißgebackenen Brötchen. Dazwischen dann die wirkungsvollen Stationen wie überdimensionierte Werkzeugmaschinen, supermoderne Personenwagen, Düsenverkehrsflugzeuge, atomgetriebener Eisbrecher, Synchrotron mit 10 Milliarden Elektronen-Volt. Daneben der Mensch in einem mächtigen Kolchosland, dessen Traktoren die Nutzbarmachung von 36 Millionen Hektar Land ermöglichen und die Voraussetzung für den Kampf gegen das Analphabetentum schufen. Mag auch mancher Besucher gelächelt haben – angesichts dessen, was als russische Kunst offeriert wurde: die Sicherheit, mit der man sich zu allem bekennt, beweist das deutliche Bewußtsein: „Wir sind weiter, als ihr glaubt!“

Attraktionen ohne Ende

Mit dem in der belgischen und den ausländischen Abteilungen Gezeigten ist die Fülle noch nicht erschöpft.

In einer „Section Internationale“ sind der Europäische Wirtschaftsrat und die Gemeinschaft Kohle und Stahl ebenso vertreten wie etwa die Vereinten Nationen, die internationale Wissenschaft und die schönen Künste.

Und nicht einmal der wird enttäuscht, der sich von der „Expo 58“ nicht mehr erhofft als eine Multiplikation vom Münchner Oktoberfest, Hamburger „Dom“ und Kopenhagener „Tivoli“. Er kommt in eben jener „Section“ auf seine Kosten, die sich schlicht „Divers“ nennt. Vor ihren „Attractions“ stehen große und kleine Kinder Schlange – vor dem Einschienerblitzzug, vor dem Taifun, vor der Tollen Maus, vor dem Autodrom Carrera Panamericana, vor dem größten Rotor Europas, vor einem Monorailgeisterzug, vor ... man kann die „Attraktionen“ nicht alle nennen.

Ein tropischer Garten fehlt nicht, und auch ein Garten der vier Jahreszeiten lädt zur Besichtigung ein. Und noch etwas sehr Hübsches gibt es zu besuchen: das „Fröhliche Belgien“, ein Städtchen mit 170 Häusern aus Holz, Leinwand und Stuck, mit Gauklern und Sängern, mit Orgelspielern und Fanfarenbläsern, mit Blumenverkäufern und Straßenhändlern, mit 50 Cafés, 6 Restaurants, 10 Imbißstuben, 3 Tanzlokalen und 25 Läden. Belgiens Gesichter im Wandel der Jahrhunderte.

Man sollte abends von der Ausstellung Abschied nehmen, wenn der Himmel sich verdunkelt hat und leuchtende sternengleiche Punkte um die Kugeln des Atomiums kreisen, die Bewegung der Elektronen um den Atomkern andeutend. Sie machen das Wahrzeichen der hier ausgestellten Welt zum Sinnbild eines Glaubensbekenntnisses, zum Symbol der Hoffnung, daß es gelingen werde, die gewaltigen Kräfte der Atomenergie in friedliche Bahnen zu lenken. Denn: Die kernforschung könnte Segen bringen – der Mensch braucht es nur zu wollen.

Karlheinz Graudenz

► Täglich zog es 3000 Besucher in die Ausstellung der Wirtschaftsvereinigung, in der das Modell des neuen Siemens-Martin-Werkes III der Hoesch-Westfalenhütte viel Beachtung fand. Die Lehrlinge der Hütte haben unter Anleitung ihrer Ausbilder das Modell in der Lehrwerkstatt gebaut. Waldemar Weisheit (links) von der Hoesch-Westfalenhütte gab den Besuchern Auskünfte auf alle Fragen.

Eisen und Stahl im Atomium

Wer von unseren Lesern die Weltausstellung besucht, wird zweifellos nicht versäumen, das Atomium aufzusuchen und einen Blick in die Kugel zu werfen, in der die westdeutsche Eisen- und Stahlindustrie eine Sonderschau eingerichtet hat.

Der Besucher blickt am Eingang von einer breitausladenden Ballustrade in den türkisgrünen Ausstellungsraum, der die obere Hälfte der Kugel ausfüllt. 250 Quadratmeter standen der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie zur Verfügung, um die unter dem Thema „Deutscher Stahl für die Kerntechnik“ stehende Sonderschau aufzubauen.

Stahlbleche und Rohre besonderer Qualitäten gruppieren sich um eine bizarre Stahlrohrplastik. Vergrößerungen von Schliffbildern bieten einen Einblick in das Gefüge des Stahls. Eine Bildreihe aus der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie, bei der die Hoesch-Westfalenhütte mit Großfotos ihrer neuzeitlichen Hochofen- und Walzwerksanlagen vertreten ist, vermittelt einen Eindruck von der vielfältigen Arbeit am Eisen. Die erfolgreichen Bemühungen der deutschen Stahlindustrie, immer besseren Stahl zu erschmelzen, kennzeichnet das Modell des neuen Siemens-Martin-Werkes III der Hoesch-Westfalenhütte, das von der Lehrwerkstatt der Westfalenhütte gebaut wurde und dem Beschauer einen Einblick in die Größe und technische Vervollkommenung unseres Stahlwerkes gewährt.

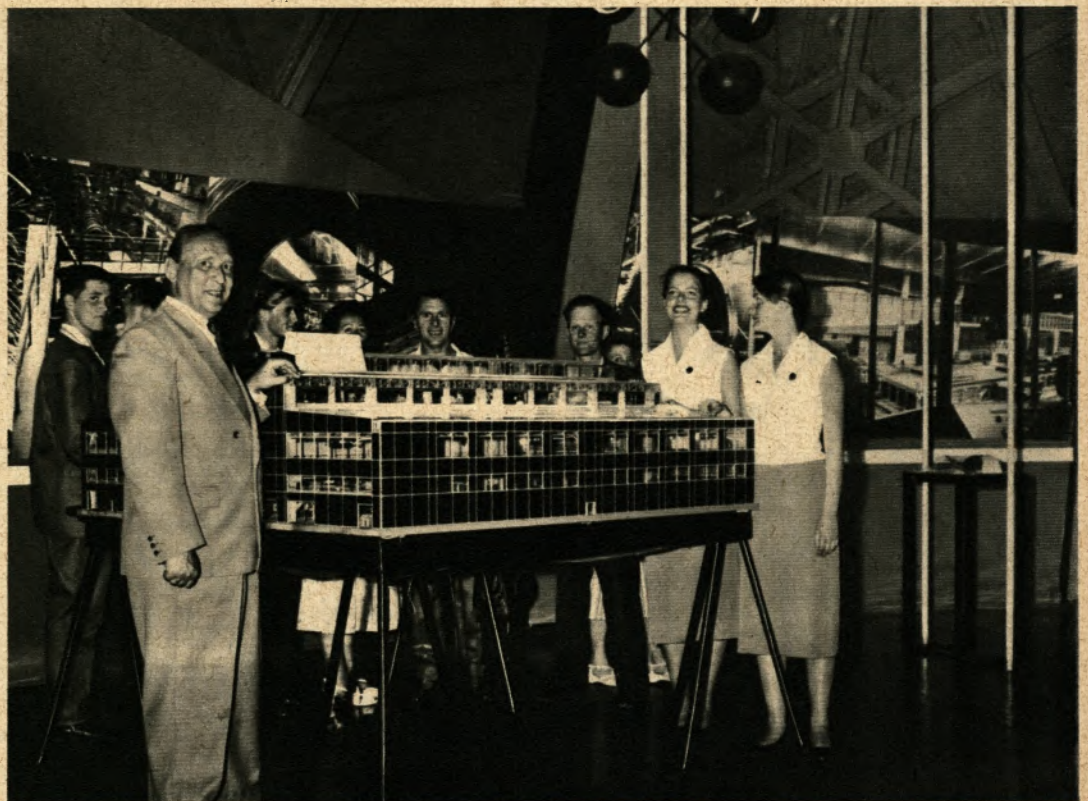
In der unteren Hälfte der Kugel werden Filme über die Arbeit in deutschen Betrieben vorgeführt. Zu ihnen gehört auch unser Farbfilm „Vom Rohstahl zum Stahlrohr“, der den Produktionsablauf vom Hochofen über das SM-Werk, die Block- und Mittelbandstraße bis zum Rohrwerk schildert.

Fernsehübertragungen aus deutschen Unternehmen, eine Standortkarte der großen Werke



▲ Die Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie hat eine der Kugeln des Atomiums für ihre Ausstellung »Deutscher Stahl für die Kerntechnik« gemietet. Um eine bizarre Rohrplastik gruppieren sich die vielfältigen Ausstellungsstücke

und zahlreiche Veröffentlichungen und Druckschriften ergänzen die Schau von der Arbeit und dem technischen Zuschnitt der deutschen Eisen- und Stahlindustrie und ihrem eindrucksvollen Aufstieg nach dem Krieg zum drittgrößten Stahlproduzenten der Welt.



Macht und Ohnmacht des Eigentums

„Wenn wir von Macht sprechen, meinen wir ja stets die Übermacht des Stärkeren über den Schwächeren; die Übermacht dessen, der gewaltigen Reichtum sein eigen nennt, über die ganze gesellschaftliche Schicht derer, die wenig oder nichts haben. Hier müßte es – so liegt wenigstens die Vermutung nahe – zu einem Ausgleich und damit zur gesellschaftlichen Entmachtung kommen.“

Mit diesen Sätzen umriß Professor von Nell-Breuning S.J. in seinem Vortrag „Ist Eigentum eine Ordnungsmacht“ die Probleme, die während des Europäischen Gesprächs 1958 erörtert wurden.

Das Europäische Gespräch fand wie auch in den letzten Jahren im Rahmen der Ruhrfestspiele vom 19. bis 21. Juni in Recklinghausen statt. In seinem Begrüßungswort hob der 2. Vorsitzende des DGB, Bernhard Tacke, hervor, daß der Deutsche Gewerkschaftsbund nicht grundsätzlich ein Gegner des Privateigentums sei. Die ungemein wichtigen Machtprobleme, die sich aus dem Eigentum ergeben, veranlaßten den DGB jedoch, dem Europäischen Gespräch das Thema „Macht und Ohnmacht des Eigentums“ zu stellen.

Königin aller Einkommen - das Arbeitseinkommen

Professor Nell-Breuning ging in seinem Referat davon aus, daß nach allgemeiner Auffassung die Ungleichheit der Start-Aussichten, die sich aus einer allzu ungleichen Verteilung des Eigentums ergeben, unvereinbar mit einer wahrhaft freiheitlichen Ordnung ist.

Für die bürgerlichen und bauerlichen Familien war und ist das Eigentum zweifellos eine tragende Säule. Dagegen baut sich die Lebensführung der Arbeitnehmerfamilien nicht auf Eigentum oder Vermögen auf, sondern auf Einkommen. Die Arbeitnehmer wollen daher ihren Kindern auch nicht so sehr ein durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenes Vermögen hinterlassen, sie sind vielmehr bestrebt, ihnen eine gute Ausbildung zu geben. Es läßt sich darüber hinaus nicht leugnen, daß im Zeitalter der sozialen Sicherheit das Eigentum für die Familie nicht mehr die gleiche überragende Bedeutung hat wie in früheren Zeiten, obwohl sie auch heute noch erheblich ist.

Das zusätzliche Einkommen, das Eigentümer von Aktien, Pfandbriefen oder Obligationen und

auch die Sparkontenbesitzer auf Grund der Verzinsung beziehen, ist im Verhältnis zum Arbeitseinkommen unbedeutend. Das Arbeitseinkommen ist und bleibt die Königin aller Einkommensarten, und zwar um so mehr, je breiter das Eigentum gestreut ist. Zu bestreiten ist allerdings nicht, daß der Vermögende eine größere Freiheit als der Minderbemittelte oder gar völlig Mittellose besitzt.

Die Gewerkschaften haben sich mit ihrem Einsatz, die betriebliche Mitbestimmung durchzusetzen, sehr deutlich um die Machtprobleme in der Wirtschaft gekümmert. Damit haben sie Mitverantwortung übernommen und gestalten mit.

Heute sind die Beschäftigten in den Betrieben den Weisungen der Unternehmer unterstellt. Eine gleichberechtigte Zusammenarbeit zwischen Kapital und Arbeit ist in den Betrieben bis heute noch nicht erreicht worden. Eine Übernahme des privaten Eigentums durch die öffentliche Hand, die Sozialisierung oder die Überführung in Gemeineigentum würde an dieser Gesamtsituation nichts ändern.

Eigentumsbildung zu Lasten der Selbstfinanzierung

Wenn auch seit längerer Zeit viel über eine breitere Streuung des Eigentums geredet wird, so ist doch bisher wenig dafür getan worden. Der Reichtum, der in unserer dynamisch expansiven Wirtschaft in den letzten Jahren neu geschaffen wurde, fiel immer wieder einer kleinen gesellschaftlichen Gruppe zu, die dadurch ihre Macht und ihren Einfluß verstärken konnte. Es ist deshalb eine breite Eigentumsstreuung anzustreben. Allerdings sind Aktien minderen Rechts, „Volksaktien“ genannt, abzulehnen.

Eine breitere Streuung des Eigentums kann in unserer Wirtschaftsordnung nur dann erreicht werden, wenn von dem Einkommen nicht alles verbraucht wird, sondern ein Teil gespart und für Investitionen zur Verfügung gestellt wird, jedoch darf der Verbrauch nicht wesentlich eingeschränkt werden. Eigentumsbildung der



◀ Auch in diesem Jahr fand in Recklinghausen im Rahmen der Ruhrfestspiele ein „Europäisches Gespräch“ statt. Es stand unter dem Motto »Macht und Ohnmacht des Eigentums«. Unser Bild zeigt einen Blick in den Saal während der Begrüßungsrede Tackes

Das Europäische Gespräch 1958

Nichtunternehmer ist daher nur zu Lasten der Unternehmensgewinne durch Erhöhung der Arbeitsverdienste möglich.

An Stelle der Selbstfinanzierung würde dann – wenn die Arbeitnehmer ihren zusätzlichen Lohn sparten – mehr und mehr die Kapitalmarktfianzierung treten.

Eine breite Vermögensstreuung vermindert auch die für die kapitalistische Klassengesellschaft typische Auseinandersetzung um Arbeits-einkommen und arbeitsloses Einkommen, denn auch die Arbeitnehmer sind dann am Zinseinkommen beteiligt.

Der Wille zum Eigentum ist von größter Bedeutung

Die Frage nach Macht und Ohnmacht des Eigentums spitzt sich für die Zukunft mehr und mehr zu auf die Frage, bei wem künftig die Verfügungsmacht, vor allem über das Großeigentum, liegen wird, bei den Eigentümern oder bei den Nichteigentümern. Je breiter das Eigentum gestreut ist, desto mehr Macht erhalten die Manager, um so notwendiger wird dann die öffentlich-rechtliche Kontrolle der Groß- und Riesenunternehmen. Die Überführung allen Eigentums an Produktionsmitteln in die öffentliche Hand, wie Marx sie forderte, ist jedoch für die Freiheit tödlich. Andererseits würden aber auch die unkontrollierten, anonymen gesellschaftlichen Mächte, wie Verbände, Vereinigungen und Gesellschaften, die Freiheit beseitigen, wenn der Staat sich nicht in die Wirtschaft einschaltete.

Der Wille zum Eigentum und das Streben nach Eigentum sind für die Freiheit eines Volkes von größter Bedeutung. Je mehr ein Volk davon überzeugt ist, daß es sich selbst helfen muß, um voranzukommen, desto stärker wird auch der Freiheitswille sein. Ein gewisses Maß am Eigentum verstärkt die Widerstandsfähigkeit gegen totalitäre Machtbestrebungen sehr erheblich.

Eine rechte gesellschaftliche Ordnung ist nicht durch ein neues Eigentumsrecht verbunden mit einer Neuverteilung des Eigentums oder durch eine Neuverteilung des Eigentums allein zu schaffen, sondern nur, indem das Zusammenspiel und Ineinandergreifen der verschiedenen wirtschaftlichen Gruppen und Kräfte sinnvoll neu geregelt wird. Es muß eine verfassungsrechtliche Neuordnung der Gesellschaft in Angriff genommen werden. Eigentum aller und für alle ist für die Sicherung unserer freien



Gesellschaft gegen Überrollung durch den Totalitarismus auf jeden Fall entscheidend wichtig.

Das Recht auf Mitbestimmung

Nach diesem Vortrag von Professor Nell-Breuning begannen die sechzehn Wissenschaftler, Wirtschafts- und Verwaltungsfachleute aus Deutschland und anderen europäischen Ländern unter Leitung von Professor Kogon das Gespräch über Macht und Ohnmacht des Eigentums. Professor Ballerstedt begründete das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer rechtsphilosophisch. Das Mitbestimmungsrecht ergibt sich danach als Recht aus der Arbeit. Der Arbeitnehmer von heute will seine Arbeit nicht recht und schlecht tun, sondern er will sich auch bei seiner Arbeit selbstverwirklichen. Das Mitbestimmungsrecht hat die Entfaltung seiner Verantwortung rechtlich zu ermöglichen. Die Gewerkschaften nehmen ihrerseits treuhänderisch die Rechte der Arbeitnehmer wahr.

Professor Gleitze vom Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften berichtete, daß nach sorgfältigen volkswirtschaftlichen Berechnungen in den letzten zehn Jahren Vermögenswerte von 550 Milliarden DM gebildet wurden. 80 bis 90 Milliarden DM davon wurden dazu verwendet, die Ausstattung der Wohnungen und Haushalte zu erneuern und zu verbessern. Diese Anschaffungen, die insbesondere die Arbeitnehmer stark belasteten, sind in Zukunft nicht mehr im gleichen Umfange erforderlich, so daß jetzt mehr gespart werden kann und auch wird. Zur Erweiterung und Modernisierung der Industriebetriebe sind 75 bis 80 Milliarden DM aufgewendet worden. Davon wurden etwa zwei Drittel durch Selbstfinanzierung über den Preis aufgebracht. Wenn man die Macht des Eigentums vermindern will, so darf man nicht allein die Macht der Vermögenssubstanz sehen, sondern muß auch berücksichtigen, daß den Großvermögen die Neigung innewohnt, immer weiter zu wachsen.

Die Teilnehmer des Gesprächs gelangten zu der Auffassung, daß die Selbstfinanzierung um etwa 5 Milliarden DM überhöht ist und daß dieser

▲ Professor von Nell-Breuning (links) hielt das Hauptreferat, rechts neben ihm Professor Eugen Kogon, der das Gespräch leitete, und Bernhard Tacke, 2. Vorsitzender des DGB, der das Gespräch eröffnete

Betrag anders verteilt werden müßte. Auf jeden Arbeitnehmer würden etwa 250 DM jährlich entfallen. Wie dieses Ziel jedoch im einzelnen zu erreichen wäre, wurde nicht erörtert.

Unterschiedliche Erfolge der Sozialisierung

Die Gesprächsteilnehmer aus Großbritannien, Frankreich und Österreich berichteten über sehr unterschiedliche Erfolge mit der Sozialisierung in ihren Ländern. Während Rovon, Frankreich, mitteilte, daß die Verstaatlichung in Frankreich keines der behandelten Probleme gelöst oder auch nur einer Lösung nähergebracht hätte, berichtete Schumacher, Wirtschaftsberater der englischen Kohlenbehörde, über günstige Erfahrungen mit der Sozialisierung des englischen Kohlenbergbaus. Wenn sich auch viele Hoffnungen, die man in England mit der Sozialisierung verband, nicht erfüllt hätten, so läßt sich doch feststellen, daß die Sozialisierung die Möglichkeit bot, in einem größeren Rahmen zu planen und dem Faktor Arbeit besonders in Fragen der Arbeitssicherheit und der Arbeitsbedingungen, eine größere Beachtung zu schenken. Sehr günstig beurteilte Blau die Sozialisierung in Österreich. Die verstaatlichte Industrie Österreichs habe im letzten Jahrzehnt nicht nur einen besonders großen Aufschwung genommen, sondern man habe sich auch sehr bemüht, den Anliegen der Arbeitnehmer stärker Rechnung zu tragen als es früher in Österreich üblich war.

In seinem Schlußwort unterstrich Professor Nell-Breuning, daß eine bedeutende Lohnerhöhung nur in Form eines Produktivlohnes möglich ist, über den von dem Arbeitnehmer nicht unmittelbar verfügt werden darf. Eine für die Arbeitnehmer günstigere Kapitalbildung wird sich aber nur erreichen lassen, wenn sich die Arbeitnehmerschaft für diese Forderungen nachdrücklich einsetzt:

Schönheit aus der Hand Schön



▲ Emil Nolde: Am Ufer

Der Gang durch die Kunstausstellung der diesjährigen Ruhrfestspiele beginnt mit einer erregenden Begegnung: Großfoto einer Atombombenexplosion, riesenhafter Pilz aus Wasser und Rauch irgendwo im Pazifik – gegenübergestellt der Bronzestatue der Pamona (von Maillol, um 1907), einem kraftvollen, doch wohlgebildeten Frauenkörper, in gesammelter Ruhe dastehend, Sinnbild der Fruchtbarkeit und Reife. Darüber ist Rilkes Vers zu lesen: „Aber noch ist uns das Dasein verzaubert.“

Betroffen hält man vor dieser Gegenüberstellung inne, ist gepackt von ihrer unerhörten Gegensätzlichkeit. Was will sie sagen? Zweifellos ist es nicht ihre Absicht, den verblüfften Betrachter in seinem Abscheu und Grauen vor der Atom bombe zu bestärken und ihm, an Hand dieser Statue, das kräftige, fruchtbare und wohlgegründete Leben zu preisen. Dieses Zusammen von Foto, Figur und Vers enthält sich des Urteils, was gut, was schlimm sei. Vielmehr soll hier, jenseits von Bedauern oder Überheblichkeit, in aller Schärfe und Zuspitzung aufgezeigt werden, wozu unser Dasein, unser Jahrhundert fähig, was ihm möglich ist. Das fast Unvereinbare bringt es hervor, denn beide, Atompilz und Pamonafigur, sind Kinder unserer Zeit, bezeichnen die äußersten Möglichkeiten unseres Daseins, reißen seine ungeheure Spannung auf, Reichtum und Gefahr unseres Jahrhunderts.

Stufen der Schönheit

Schönheit unserer Zeit. Sie breitet sich in dieser Ausstellung in mannigfachen Beispielen vor den Augen des Besuchers aus. Kern und Mittelpunkt sind knapp hundert Gemälde, Zeichnungen und Bildwerke – Meisterleistungen der Kunst aus den letzten achtzig Jahren. Um sie gruppiert sich eine vielfältige, doch geschlossene Fülle von Dingen. Von dem unbeholfenen, liebenswerten Schaffen der Sonntagsmaler, Zeugnissen der Volkskunst und bäuerlichen Formens, alten und neuen Hausrats bis zu den modernsten Schreibmaschinen, Kühlschränken und Radioapparaten bietet eine lebendige, spannungsreiche Schau von den Wandlungen der Schönheit, in der Gegenwart wie Vergangenheit gleicherweise zu Wort kommen.

Doch muß man die Unterschiede im Auge behalten. Man lasse sich nicht zu dem Trugschluß verführen, Schönheit sei dort am vollkommensten, wo sie Hand in Hand mit Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit geht, also etwa bei einem gefällig geformten Telefon oder einer gut gestalteten Lampe. Bei diesen Gebrauchsgegenständen läßt vielmehr die Zweckmäßigkeit der Entfaltung der Schönheit nur begrenzten Raum – hier mehr, dort weniger. Wer eine Schreibmaschine entwirft und gestaltet, ist von Anfang an in seinen Bemühungen um die schöne Form



▼ Paul Cézanne: Der blaue Teller

heit durch die Maschine

Zur Kunstaussstellung
der Ruhrfestspiele 1958

durch den Zweck und die Bestimmung der Maschine eingeschränkt. Der Zweck ist Hauptsache: er bestimmt, in welchen Grenzen sich die Schönheit eines Gebrauchsgegenstandes entfalten darf.

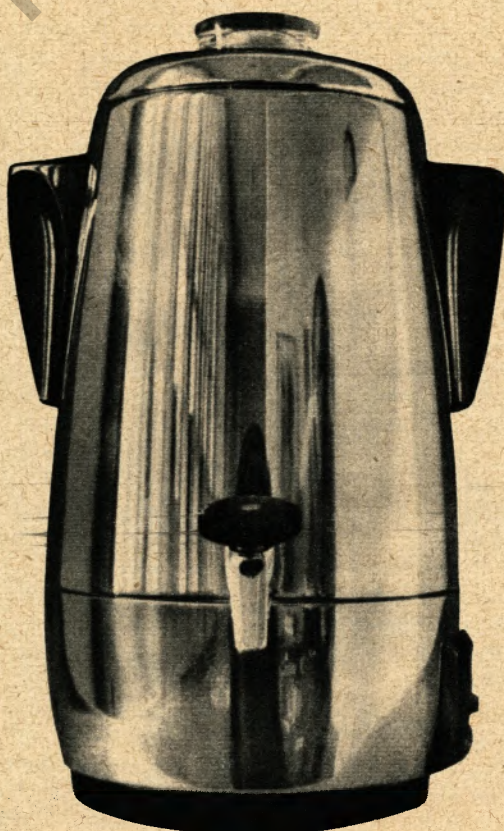
Wenn, wie die Ausstellung an guten Beispielen zeigt, es gelingt, daß Formschönheit und Zweckmäßigkeit in vollem Einklang stehen, so ist das sicherlich eine bewundernswerte Leistung, um so erstaunlicher, je enger der Zweck der Schönheit die Grenzen zieht – jedoch die Schönheit erscheint dort erst in ihrer ganzen Fülle und Ursprünglichkeit, wo sie sich fern von allen Forderungen des Nutzens und Zweckes frei entfalten darf. Wie es in jenem Kreis von Kunstwerken geschieht, die den Kern der Ausstellung bilden. Doch heißt Freiheit hier nicht schweifende Willkür und Zügellosigkeit, vielmehr kann Schönheit nur dort entstehen, wo der schöpferische Geist sich selbst sein Gesetz und seine Ordnung gibt.

Drei Bilder - drei Welten

Da ist Noldes Aquarell „Am Ufer“. So klein dieses Bild, so sparsam seine Mittel sind, so groß



▲ Séraphine Louis: Weiße Blumen



ist seine Wirkung. Zwei Frauengestalten, in wenigen breiten Umrissen hingestellt, blicken stumm und abgewandten Gesichts in das unergründliche, magische Blau, das Himmel und Meer erfüllt. Dieses Blau ist in seiner rätselhaften Tiefe übermächtig, saugt die Blicke in sich hinein, die sich in seiner Unendlichkeit verlieren. Das hat Nolde in diesem kleinen Blatt wunderbar sichtbar gemacht: die Unendlichkeit dieser Landschaft aus Meer und Himmel, vor der der Mensch in stummer Ergriffenheit und verlorenem Staunen steht.

Eine ganz andere Welt der Schönheit öffnet sich in dem Stilleben von Cézanne. Ein Teller mit zwei Äpfeln, einigen Kirschen, der untere Teil einer Schüssel oder eines Kruges – das ist alles. Das sieht anspruchslos und gering aus, ist aber in dem Zueinander dieser wenigen Dinge von hoher Meisterschaft.

Leicht geneigt kreist das Oval des Tellers in sich. Durch das hinzutretende Geschirr in der rechten oberen Ecke entsteht ein Gewicht, das Spannung erzeugt. Diese wird durch die verschiedene Lage der Äpfel im Teller wieder aufgefangen: der eine, dem Rund eingefügt, gibt dem Gewicht nach, leitet in seinem helleren Farbton diese Spannung über in das ovale Rund, der andere, dunkler, überschneidet den Tellerrand

◀ Teeurne aus dem 18. Jahrhundert und Kaffeemaschine von 1958



Taschenuhr von 1958



Halsuhr aus dem 16. Jahrhundert



Sicherheitsschloß 1958



Nürnberger Türschloß, 16. Jahrhundert

und schafft, unterstützt von dem dunklen Rot der Kirschen, das Gegengewicht auf der linken Seite. Das sind Beziehungen von solcher Feinheit und Zartheit, daß sie sich kaum mehr in Worte fassen lassen. Aus den kleinsten Dingen schafft hier die Hand des Künstlers einen spannungsreichen, doch ausgewogenen und harmonischen Zusammenhang, der, je länger man hinschaut, um so mehr das Auge entzückt.

Putzfrau als Sonntagsmaler

Da malte in Senlis, einer kleinen Stadt vor Paris, eine Putzfrau, Séraphine Louis, malte wie besessen fremdartige Blumen, phantastische Bäume auf große Leinwände. Seltsame Blüten- und Pflanzengebilde von unerhörter Pracht, flammenhaft, dann wieder korallenähnlich, in strahlender Farbigkeit bedecken wuchernd und wogend ihre Bilder. Ein faszinierender Zauber geht von ihnen aus und schlägt den Betrachter in den Bann, ruhelos wandert der Blick in diesen Formen umher, ihre vielfältigen Reize genießend und doch geängstigt von der wilden, fremdartigen Schönheit dieser Gesichte – denn es sind Gesichte, Visionen, Träume, die hier Form wurden.

Sie gehört zu der Gruppe, die mit der Bezeichnung „Sonntagsmaler“ charakterisiert wird. Ihnen fehlt die vollendete Form, doch gilt hier das schöne Wort Wilhelm Uhdes, der viele von ihnen, so auch Séraphine entdeckte und bekanntmachte: „Daß ihre Kunst an den warmen Quellen des Gefühls gespeist und spontaner aus großen Herzen hervorbrechend, ihre eigenen einfachen, aber mächtigen Ausdrucksmittel fand.“ Auch hier in den Werken der primitiven Maler lebt die vielgestaltige Schönheit unserer Zeit.

Handwerk und Maschine

Eindrucksvoll sind die Gegenüberstellungen alten und neuen Hausrats. Die Unterschiede heben sich klar hervor: hier das handgearbeitete, einmalige, unverwechselbare Stück, jedes gewissermaßen ein Original – dort das Stück aus der Serie, eins dem anderen gleich, ohne feste Eigenart; hier die Arbeit der Hand, aus der kein Werk hervorgeht, das einem anderen ganz und gar gleich ist – dort das Produkt der Maschine, deren Prinzip und Aufgabe es ist, ohne Abweichung zu arbeiten, die erst bei vollkommener Regelmäßigkeit Qualität hervorbringt.

Es ist müßig, darüber zu klagen, daß uns die individuelle Schönheit der Handarbeit weitgehend verlorengegangen ist, und die glatte, kühle Schönheit aus der Maschine an ihren Platz getreten ist. Die Entwicklung läßt sich nicht rückgängig machen, der Bedarf der heutigen Gesellschaft an Gebrauchsgegenständen kann nicht anders als durch die Maschine befriedigt werden. Doch gilt dies nicht uneingeschränkt. Heute sind Maschine und Handwerk vielfach miteinander verflochten, die Maschine ist in die Handwerksbetriebe eingezogen, und umgekehrt enthält der maschinelle Herstellungsprozeß dieser Gebrauchsgegenstände viel Handwerkliches.

In dieser Zusammenarbeit liegt die große Chance: die Maschine allein wird nie Schönheit hervorbringen, erst die entwerfende und gestaltende Hand schafft sie. Wir brauchen in heutiger Massengüterproduktion nicht auf die schöne Form zu verzichten. Daß es möglich ist, zusammen mit der Maschine, Zweck und Schönheit eines Dinges in Einklang miteinander zu bringen, lehren die Beispiele dieser Ausstellung.

Mit Falken

II. Teil

Barockbauten, die Lebensfreude und Lebenskraft so überaus stark zum Ausdruck bringen, sind nicht nur in Oberschwaben zu finden. Auch in Bayern und in Franken, dem früheren Herrschaftsbereich kunstverständiger Fürsten, finden sich herrliche Werke barocker Baukunst. Hier ist sogar ein ganzes Gebiet nach den so reichlich vorhandenen Stifts- und Wallfahrtskirchen genannt, der Pfaffenwinkel zwischen Loisach und Lech. Die Kirchen von Rottenbuch und Steingaden, Altenstadt und Ettal sowie die „die Wies“ – die vollkommenste Schöpfung des Rokoko – darf man einfach nicht versäumen. Sie liegen zwar etwas abseits der großen Straßen, aber doch so dicht beieinander, daß jede Fahrt oder Wanderung dorthin wohlgenutzte Zeit bedeutet.

Bayern wird durch die Donau in zwei Teile gegliedert. Der nördliche ist untergliedert in: Mainfranken, Ober- und Mittelfranken und die Oberpfalz. Die drei Landschaften des südlichen Teils sind Bayrisch-Schwaben mit dem Allgäu, etwa bis zum Lech reichend, Oberbayern und Niederbayern, ungefähr das Land zwischen Regensburg und Passau.

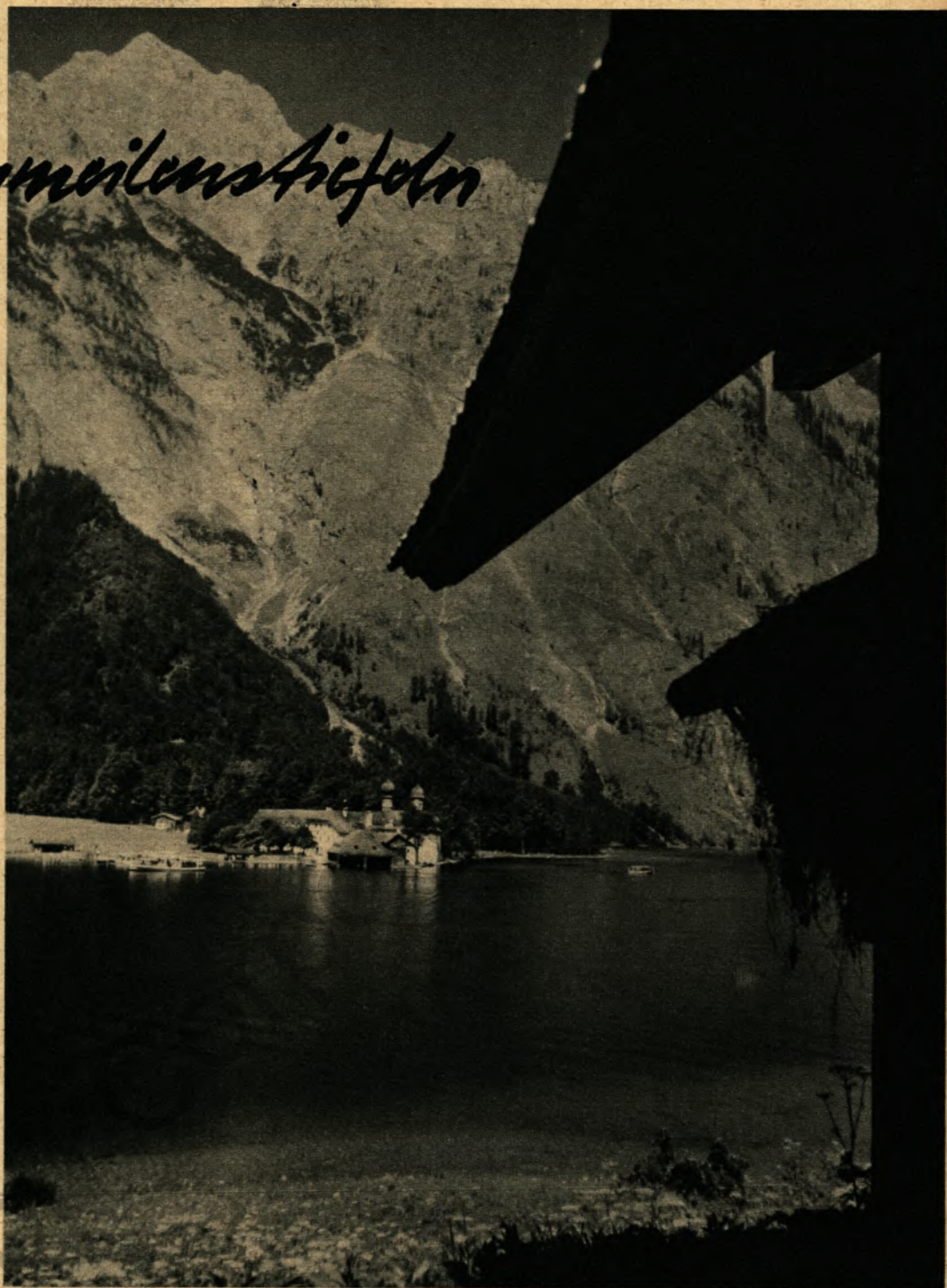
Wenn wir uns auf unserem Aussichtsturm weiter in der Runde drehen, so liegt jetzt die unendliche Kette der Alpen vor uns, mächtig aufgefaltet, mit steilen Felswänden, riesigen Gletschern und schneebedeckten Gipfeln. Und

▼ Die Königsburg Neuschwanstein wurde für König Ludwig II. von Bayern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet



gen und Siebenmeilenstiefeln

wenn man es sich recht überlegt, so ist eigentlich der Anteil Deutschlands an diesem zentralen Gebirge Europas ziemlich gering. Aber dafür haben wir einen unschätzbaren Vorteil: das Alpenvorland. Mit seinen vielen Seen ist es gegenüber Mitteldeutschland und dem nördlichen Teil Süddeutschlands sehr bevorzugt. Und die Seen der norddeutschen Tiefebene unterscheiden sich erheblich von den süddeutschen schon allein durch ihren Baumbestand – Bruch und Kiefer – der das Gesicht der Landschaft mitprägt. All diese Seen sind eiszeitlichen Ursprungs. Die im Alpenvorland sind in der Zeit der schmelzenden Zentralalpengletscher entstanden, jedoch sind sie ganz unterschiedlich im Typ. Man braucht nur den Schliersee mit dem Spitzingsee und beide mit dem „Bayrischen Meer“, dem Chiemsee, zu vergleichen, und die Unterschiede treten klar hervor. Auch die Art der Bäume ist sehr verschieden. Zwischen München und dem Bergland gibt es große Forsten; in den höheren Lagen finden sich Bergahorne, die selten gewordene Zirbel, hohe Fichten und Tannen, und um den Hohen Peissenberg, in der Nähe von Schongau, steht der letzte deutsche Eibenwald. Auch Hochmoore gibt es hier, die leicht durch ihren Pflanzenwuchs und die eigenartige Beleuchtung etwas schwermütig wirken.



▲ St. Bartholomä am Königssee im Berchtesgadener Land, im Hintergrund der Watzmann



Oberbayern

Oberbayern ist wohl das bekannteste und beliebteste Reiseland, und das mit Recht, denn es bietet eine große Anzahl landschaftlicher und klimatischer Vorzüge. Wasser und Berge – was will man im Urlaub noch mehr? An den Seen kann man sich auf und im Wasser tummeln; wenn man nicht laufen kann oder mag, bringen einen Sessellifte oder Seilbahnen auf luftige Höhen. Die drei bekanntesten Bahnen sind im Allgäu die, die uns auf das 2000 Meter hohe Nebelhorn führt, oberhalb des weiten bezaubernden Talkessels von Oberstdorf; in Reichenhall ist es die auf den Predigtstuhl und dann die Zugspitzbahn bei Garmisch-Partenkirchen. Diese erst seit 27 Jahren bestehende Bahn befördert in vierzig Minuten achtzig Menschen auf eine Höhe von 2600 Meter und überwindet dabei

◀ Die Wies, eine Wallfahrtskirche des ehemaligen Prämonstratenserklosters in Steingaden (Oberbayern), wurde von Dominikus Zimmermann zwischen 1746 und 1754 erbaut



▲ Passau, die alte Stadt am Zusammenfluß von Inn (hinten), Ilz und Donau (vorn) mit dem Dom, der die größte Kirchenorgel Europas beherbergt

einen Höhenunterschied von 2000 Meter. Man muß sich derartige Zahlen gelegentlich klarmachen – und was an Arbeit und Können dahintersteht –, wenn man behaglich in einem Zug oder einer Kabine sitzt und nur genießt. Oben wird man für eventuell ausgestandene Ängste durch einen herrlichen Rundblick belohnt.

Bayern – zumal Oberbayern – ist ein Land, das vorwiegend von Bauern bewohnt wird, also Menschen, die am Hergebrachten hängen, die Sitte und Brauch pflegen. Das drückt sich schon äußerlich darin aus, daß man gern die „kurze Wiche“ und das „Dirndl“ trägt. Das zeigt sich aber auch in mancherlei echten Volksbräuchen, die keineswegs nur für den Fremdenverkehr wiederentdeckt und wiederbelebt wurden. Sie haben ihren Sinn im bauerlichen Leben und Alltag. So ist St. Leonhard zum Beispiel der Schutzheilige des Viehs. Zu den Leonhardiritten in Grafing, Dietramszell und Bad Tölz kommen die Bauern von weit her, um ihre schön geputzten Pferde segnen zu lassen. Berühmt sind auch die farbenprächtigen Fronleichnamsprozessionen am Chiemsee und am Staffelsee, die in Booten stattfinden. Diese Bräuche ziehen sich vom Neujahrsanschießen bis zur Christmette durch das ganze Bauernjahr und werden natürlich in den abgelegeneren Gebirgstälern wie etwa der Jachenau besonders gepflegt.

Daß Oberbayern ursprünglich ein reines Bauernland war, das ausschließlich von der Grünlandwirtschaft lebte, läßt sich noch heute an der Siedlungsweise erkennen: es gibt kaum Städte außer den großen Fremdenverkehrs-orten. Erst weiter nördlich finden sich Städte, dort nämlich, wo die Flüsse der Alpen schiffbar werden oder andere geographische Bedingungen der Entstehung von Städten günstig waren. Da gibt es dann solche Orte wie Landsberg am Lech oder Schongau, Freising, Rosenheim, Ingolstadt, Burghausen, Mühldorf. Jede dieser Städte hat etwas Besonderes, Einmaliges, zum Beispiel Wasserburg am Inn seine ganz südlich anmutenden Laubengänge oder Traun-

stein seinen bezaubernden Marktplatz. Stattlich ist auch die Anzahl der Schlösser und Burgen, unter denen die prunkvollen Schlösser Neuschwanstein und Hohenschwangau sicherlich den schönsten Blick über den traumhaft schönen Alpsee und sein Gebirgspanorama haben.

Allgäu und Berchtesgaden

Es lohnt sich vielleicht, noch einen vergleichenden Blick auf Deutschlands westlichsten und östlichsten Teil der Alpen zu werfen – das Allgäu und das Berchtesgadener Land. Beide haben ihre Zweitausender, beide haben alle Reize und Vorzüge des Hochgebirges, und doch sind sie nicht zu verwechseln. Das Allgäu ist – um es schlagwortartig zu charakterisieren – lieblich, Berchtesgaden gewaltig. Natürlich schließt diese wie jede Verallgemeinerung Fehler ein. Aber vielleicht wird der Unterschied klarer, wenn man sich erinnert, daß das hügelige Alpenvorland mit bunten Blumenwiesen und grünen Almen mit Kühen der Vorstellung vom Allgäu entspricht, während man mit dem Berchtesgadener Land steile Felswände, den Königsee, Klammern und Gamsen oder Auerhähne verbindet. Man könnte die Zahl der Gegenüberstellungen noch beliebig erweitern, etwa Käse und Salzburger Nockerln – letztere eine österreichische Delikatesse. Aber auch hierbei dürfen wir uns nicht zu lange aufhalten.

Niederbayern

Es geht weiter in die „Kornkammer Bayerns“: Niederbayern. Um den großen Donaubogen erstreckt sich die Hallertau, die Hopfenlandschaft in Niederbayern. Ein eigenartiges Bild bieten die sattgrün berankten Stangenwälder, die sich weithin ausdehnen. Sie fügen sich gut in die weite, üppige, friedliche Landschaft zu beiden Seiten der Donau ein. Die wenigen Städte befinden sich an der Donau oder an ihren südlichen Zubringerflüssen; am Nordufer kommen die Ausläufer des Bayrischen Waldes manchmal bis an den Fluß heran. Die schönsten und städtebaulich interessantesten Städte sind Regensburg und Passau. Regensburg hat eine besonders reiche Vergangenheit. Es ist aus einer keltischen Siedlung entstanden, auf der

später ein Römerkastell errichtet wurde. Als reichste Stadt Süddeutschlands im Mittelalter und als Bischofssitz war es in der Lage, die bedeutendsten Künstler jener Zeit für seine Bauten heranzuziehen. Als Wunderwerk galt vor allem die dreihundert Meter lange steinerne Brücke über die Donau, mit der sich an Schönheit vielleicht nur noch die Würzburger Mainbrücke messen kann. Auf Schritt und Tritt begegnet uns noch heute die Vergangenheit, sei es in den seltsamen Namen der krummen Gäßchen, sei es in den vielgeschossigen Wohntürmen der adligen Geschlechter, durch die die Erinnerung an ihre Wehrhaftigkeit lebhaft wachgehalten wird.

Dem Lauf der Donau folgend, sehen wir bald den weißen Bau der Walhalla vor uns auf dem Berge liegen. Es ist die Nachbildung eines griechischen Tempels, in dem die Büsten und die Namenstafeln von etwa 150 berühmten deutschen Männern und Frauen aufbewahrt werden.

Und weiter geht es donauabwärts. Hinter Vilsbiburg liegt das Kachlet-Großkraftwerk, dessen Stauwerk die Schwierigkeiten für die Schifffahrt beseitigt hat, die sich hier früher aus den Stromschnellen ergaben.

Und nun kommen wir nach Passau, einer Stadt, deren herrliche Silhouette wir schon eine ganze Weile bewundern konnten. Durch den Zusammenfluß von Inn, Ilz und Donau hat sich hier ein Städtebild ergeben, in dem Landschaft und Stadt zu einer beglückenden Harmonie verschmolzen sind. Eine bezaubernde Stadt mit gastfreundlichen Menschen, an der man nicht vorbeifahren sollte. Ihr Dom bewahrt die größte Orgel der Welt auf.

Der Bayrische Wald

Aber nun verlassen wir das heiter anmutige Landschaftsbild und kommen in den sich unmittelbar anschließenden Bayrischen Wald, den abgelegensten Teil Deutschlands. Zwar ist der Bayrische Wald heute nicht mehr ganz so unbekannt und vergessen wie es noch vor wenigen Jahren der Fall war: es führen gute Straßen in den „Wald“, für die Regensburg, Passau und Nürnberg die besten Ausgangspunkte sind. Aber für Menschen, die wirkliche Stille suchen

▼ Abendstimmung am Arbersee im Bayrischen Wald



– nicht nur „Managerkranke“ –, kann man sich kaum ein geeigneteres Fleckchen Erde denken. Es ist hier wundervoll, eine erhabene Schönheit spricht uns an. Stundenlang kann man durch die hohen Tannenwälder wandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Ja, oft glaubt man sich geradezu in einem Urwald, wenn der Weg in einem dichten Gebüsch endet und gestürzt, halbvermoderte Baumriesen den Weg versperren. Doch es schimmern auch verträumte Waldseen durch das Laub, die von einer erstaunlichen Unberührtheit sind.

Eine überaus interessante geologische Erscheinung im Bayrischen Wald ist der „Pfahl“, wie man ein mehr als 100 Kilometer langes, von Cham aus südöstlich verlaufendes Quarzriff nennt. Es wird einem hier anschaulich die Verwitterung der Erdoberfläche und die unterschiedliche Widerstandsfähigkeit des Gesteins buchstäblich vor Augen geführt. Dieser „Pfahl“ ist, zusammen mit dem so reichlich vorhandenen Holz, der Grund dafür, daß sich im Bayrischen Wald die Glasfabrikation zu einem so bedeutenden Industriezweig entwickelt hat, denn Quarz ist unerlässlich für die Glasherstellung. Von hier gehen Glaserzeugnisse in die ganze Welt. Als führend gilt die Fachschule für Glasindustrie in Zwiesel. Man sollte bei einem Besuch der Stadt keinesfalls die ständige Ausstellung von Glaserzeugnissen versäumen.

Es fällt einem schwer, von den „Großen Drei“ des Bayrischen Waldes Abschied zu nehmen: dem Großen Arber, dem Großen Rachel und dem Osser – von ihrer wuchtigen Wildheit, ihrer erhabenen Großartigkeit, ihren stillen Waldseen und den lieblichen Tälern. Aber wir wollen ja über die Oberpfalz und Oberfranken weiter, die landschaftlich einen ähnlichen Charakter haben wie der Bayrische Wald, nur ist alles gedämpfter und milder.

Fränkische Schweiz

Entzückend ist auch die Fränkische Schweiz, die aus einem der letzten Ausläufer der Schwäbischen Alb und des Fränkischen Jura besteht und zwischen den Städten Nürnberg, Bamberg, Bayreuth liegt.

Ihr Name – sie erhielt ihn schon im 16. Jahrhundert – weist auf einen Formenreichtum hin, wie er sonst nur im Hochgebirge anzutreffen ist. Schroff abfallende Felsen, enge Flußdurch-

brüche, Höhlen, gewundene Flußtäler, die teils wildromantisch, teils lieblich sind, geben ein abwechslungsreiches Bild. Dazu kommen die Burgen und Ruinen, die von streitbaren Fürsten vergangener Zeiten erzählen. Viele der romantischen Städte und Dörfer haben noch mittelalterlichen Charakter bewahrt mit den Fachwerkbauten, Stadttoren, Befestigungsanlagen jener Zeit. Namen wie Forchheim, Hersbruck, Pottenstein lassen die Augen des Kenners aufleuchten, und in Gössenstein wird man noch zusätzlich mit einem Meisterwerk des Barock belohnt: der berühmten Wallfahrtskirche des Balthasar Neumann. Überhaupt zeigt sich der Einfluß der ebenso kunstliebenden wie kunstverständigen Grafen von Schönborn an vielen Bauten des Frankenlandes und weit über seine Grenzen hinaus. Einige dieser Bauten sind auf Wunsch der Grafen entstanden, andere sind durch sie angeregt worden. Schloß Pommersfelden ist ein großartiges Beispiel für die Baugesinnung des beginnenden 18. Jahrhunderts. Berühmt ist sein prachtvolles Treppenhaus, ebenso das in der Würzburger Residenz. Aber auch die Namen anderer Schlösser wie Ellingen, Bayreuth, Bamberg, Kulmbach, Ansbach sowie die imposante Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und das auf dem gegenüberliegenden Berg erbaute Kloster Banz lassen die Meisterhand des Architekten erkennen.

Wir haben gerade noch Zeit, einen Blick auf zwei anmutige, in ihrer Art aber ganz verschiedene Städte zu werfen, ehe wir weiter müssen. Die eine davon ist Eichstätt, im Altmühltal gelegen. Die Lage an einem Fluß verleiht jeder Stadt einen bestimmten Zauber. Auch auf Eichstätt trifft das zu. Diese malerische alte Bischofsstadt ist kunstgeschichtlich und landschaftlich von hohem Reiz, dabei von idyllischer Verträumtheit. Ganz anders dagegen ist Coburg, die Stadt mit einer der größten Burganlagen in Deutschland. Man sieht es dieser ehemaligen Herzogsresidenz ebenfalls an, daß sie sorgfältig und mit Liebe geplant wurde. Der städtebauliche Höhepunkt ist der weite Schloßplatz mit dem gewaltigen Schloß Ehrenburg.

Im Frankenland

Jetzt machen wir von Coburg einen großen Schritt nach Bamberg und von da den Main abwärts. Bamberg ist wieder eine der Städte,



▲ Vierzehnheiligen, Basilika und Wallfahrtskirche in Oberfranken, 1743 bis 1771 von Balthasar Neumann erbaut

von denen man nicht weiß, wo man mit dem Lob beginnen und wo man enden soll. Sie ist eine der Städte, in der die große deutsche Vergangenheit wieder lebendig wird, wenn man vor dem Standbild des berühmten Bamberger Reiters steht.

Im Liede heißt es bekanntlich, daß man zur Sommerzeit ins Land der Franken fahren soll. Es ist jedoch zu allen Zeiten herrlich dort und besonders im Herbst, wenn die Trauben reifen. Die Landschaft des Maintales gleicht einem sommerlichen Garten und will eigentlich erwandert sein, denn die Fülle der Eindrücke ist mit einem schnellen Fahrzeug gar nicht zu erfassen. Gemütliche Ortschaften, umgeben von sonnigen Rebhängen, altertümliche Städtchen mit entzückenden Winkeln begleiten jede Kehre des Flusses. Heiter, lieblich, geruh-sam, fruchtbar – so ist die Landschaft, so sind auch die Menschen. Heiter und festlich sind die Beiworte, die man der Haupt- und Bischofsstadt Würzburg geben muß. Die breithingelagerte und die Stadt beherrschende Festung Marienberg gehört ebenso zu ihr wie die Alte Mainbrücke mit ihren schönen geschwungenen Bögen und den Heiligenfiguren. Desgleichen die Residenz mit den herrlichen Barockfresken Tiepolos und das wundervolle Rokoko-haus „Zum Falken“.

Aber es hilft nichts – wir müssen uns auch von Würzburg trennen. Vorbei geht es an Sulzfeld, Marktbreit, Ochsenfurt, Markttheidenfeld, Wertheim, Miltenberg um noch einen Blick in das Taubertal zu werfen, wo bei Bad Mergentheim das barocke Schloß Weikersheim behaglich dahinträumt. Ganz in der Nähe befinden sich noch zwei Kleinodien der deutschen Malerei: in Stuppach die hochberühmte Madonna des Matthias Grünewald und in der Herrgottskirche von Creglingen der Marienaltar des Tilman Riemenschneider.

Dr. D. Sippel



◀ Bamberg, die größte Stadt des oberen Maingebiets, liegt an der Regnitz, deren Ufer von altfränkischen Häusern eingeraht ist

4000 Bilder und 1000 000 Wörter

Fünf Jahre WERK UND WIR

„Heute erscheint für alle unsere Mitarbeiter die erste Nummer einer neuen Werkzeitschrift, die aus dem Geiste der Verbundenheit von Mensch und Werk und in dem Bewußtsein gestaltet wurde, daß der Mensch im Mittelpunkt unseres betrieblichen Denkens stehen muß und steht.“

Können Sie sich erinnern? 1955 war es. Mitten im Sommer. Da haben Sie diesen Satz in der ersten Ausgabe unserer Werkzeitung WERK UND WIR gelesen. Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Das ist keine lange Zeit – jedenfalls nicht so viel, um den fünften Geburtstag unserer Werkzeitung mit großen Worten zu feiern. Aber es ist doch Anlaß genug, einen Blick zurückzuwerfen.

WERK UND WIR haben damals der Vorstand der Hoesch Werke und der Gemeinschaftsausschuß aller Betriebsräte viele gute Wünsche und beherzigenswerte Worte mit auf den Weg gegeben. Denn unsere Werkzeitung steht auf dem Boden der Mitbestimmung. Und heute wie damals gelten die Worte, die damals unter der Überschrift „Was wir wollen“ gesagt wurden:

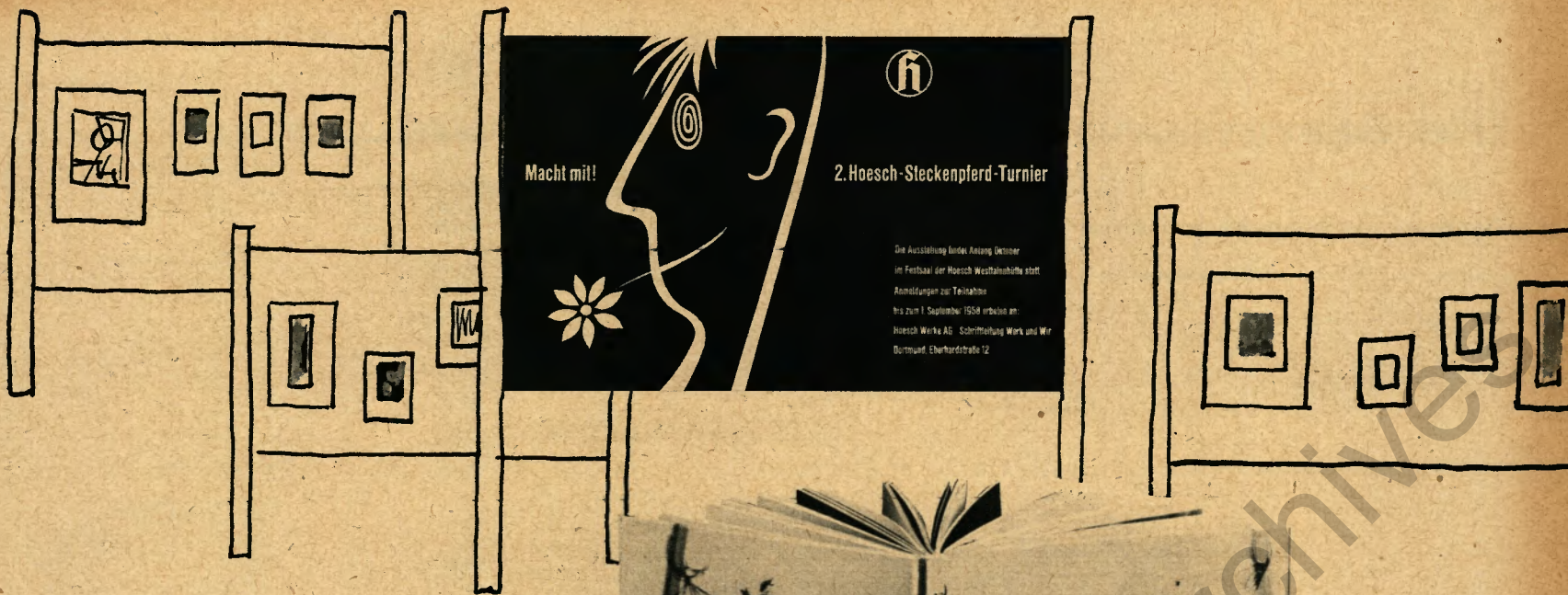
„Allen, die durch ihr Recht zur Mitbestimmung auch die Pflicht zur Mitverantwortung auf sich genommen haben, soll die neue Werkzeitschrift Einblick gewähren in das Betriebsgeschehen und Kunde geben von den vielfältigen technischen, wirtschaftlichen und sozialen Leistungen aller unserer Werke. Sie soll den Blick und das Verständnis des einzelnen über seinen eigenen Arbeitsplatz hinaus weiten, technische, wirtschaftliche und soziale Vorgänge darlegen und ihm sein eigenes Tun im Rahmen des Betriebsganzen sinnvoll erläutern.“

Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Fünf Jahre, während der harte Arbeit das „Werk und uns“ ein gutes Stück vorwärtsgebracht hat. WERK UND WIR hat sich in dieser Zeit bemüht, nach den im ersten Heft gesetzten Zielen jeden unserer Mitarbeiter an dem Geschehen im Werk, aber auch an den grundsätzlichen Fragen unserer Zeit teilnehmen zu lassen. Darüber hinaus versuchte WERK UND WIR auch Anteilseigner, Geschäftsfreunde, Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände, Verwaltungen und Schu-

len zu erreichen, um mit dem Bild unserer Arbeit ihr Verständnis für uns und das Werk zu vertiefen. Über 4000 Bilder und etwa eine Million Wörter hat WERK UND WIR bisher veröffentlicht, um seine Aufgabe zu erfüllen: 35000 Hefte waren es, die von der Nummer 1 unserer Werkzeitung gedruckt wurden. Heute beträgt die Auflage 76000. Schon aus diesen Zahlen geht hervor, wieviel in den vergangenen fünf Jahren geschehen ist. Die nach dem Krieg auseinandergerissene organisch gewachsene Einheit der Werke konnte wiederhergestellt werden, die Belegschaften nahmen zu, und der Kreis aller, die WERK UND WIR schätzten und schätzen, erweiterte sich ständig.

Diese Fülle aktuellen Geschehens drängte die reine Unterhaltung in WERK UND WIR zurück. Sie wurde dennoch nicht unterschlagen, sondern verdichtet und in Gestalt eines abgerundeten Büchleins unseren Belegschaftsmitgliedern als Jahresgabe der Werkzeitung 1955/56 zum erstenmal unter den Weihnachtsbaum gelegt. „In der Hängematte“ hieß das erste Buch,

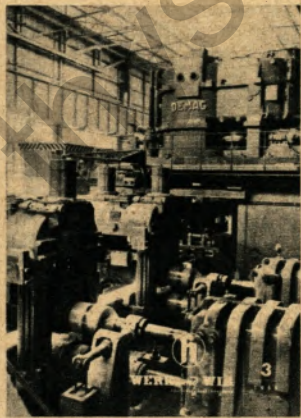




„Die eigene Welt“ das zweite und „Saure Wochen – frohe Feste“ das dritte. Diese Büchlein haben viel Zustimmung, Freude und Dank bei unseren Mitarbeitern gefunden.

Um unseren Lesern darüber hinaus einen lebendigen Eindruck von den vielerlei Liebhabereien unserer Mitarbeiter zu geben, veranstaltete WERK UND WIR im September 1955 ein erstes Steckenpferdturnier. Es sollte den sinnvollen Wechsel zwischen Spannen und Entspannen, zwischen Arbeit und Freizeit deutlich machen und Anregungen für die eigene Freizeit vermitteln. Im Herbst dieses Jahres folgt das zweite Steckenpferdturnier, zu dem wir alle Belegschaftsmitglieder wieder herzlich einladen.

So hat WERK UND WIR in den vergangenen fünf Jahren ein eigenes Gesicht gefunden, das auch unseren Lesern vertraut wurde. Je mehr Briefe unserer Leser mit ihrer Zustimmung, Anregung oder Kritik es weiterhin ausprägen, desto lebendiger wird es sein – desto besser kann WERK UND WIR seine Aufgabe erfüllen.



Die Sammlung Gröppel im Ostwall-Museum

**„Nimmer entbehre die strebende Stadt der veredelnden Künste – opferfreudiger Sinn
baute den Musen dies Heim“**

Als die Gröppel-Sammlung dem Dortmunder Ostwall-Museum übergeben wurde, zitierte Dr. Kaiser, der Vorsitzende der Vereinigung der Freunde neuer Kunst, diesen Spruch, der über dem alten Dortmunder Theater am Hiltropwall gestanden hat. Daß dieser Spruch heute genauso gültig ist wie damals, beweist unser Interview über den Erwerb der Sammlung mit der Leiterin des Ostwall-Museums, Frau Dr. Leonie Reygers, das wir unserem Bericht über die Sammlung selbst voranstellen.

*Seit wann besteht das Dortmunder Kunstmuseum?
Und nach welchen Gesichtspunkten wurde es aufgebaut?*

Das Museum am Ostwall hat sich in den Nachkriegsjahren aus bescheidensten Anfängen – in den Trümmern des alten Museums für Kunst und Kulturgeschichte – entwickelt, um der Kunst der Gegenwart zu dienen. Es möchte seine Besucher durch wechselnde Ausstellungen und den Aufbau einer eigenen Sammlung mit

den wichtigsten künstlerischen Erscheinungen des In- und Auslandes bekannt machen. Architektur, Plastik, Malerei und Graphik unseres Jahrhunderts, aber auch das Kunsthandwerk, industrielle Formgebung und kunsterzieherische Aufgaben sind im lebendigen Wechsel in nun fast hundert kleineren und großen Ausstellungen zur Diskussion gestellt worden. Literatur zu den Ausstellungen und zahlreiche internationale Kunstzeitschriften von Bedeutung liegen in den Leseräumen aus, sie sind zu einem Treffpunkt vor allem der kunstinteressierten Jugend geworden.

Wie kam die Gröppel-Sammlung zustande? Und wie fügt sie sich dem vorhandenen Bilderbestand ein?

Die Sammlung wurde von dem Bochumer Industriellen Karl Gröppel und seiner Frau in den Jahren 1920 bis 1932 aufgebaut. Sie ist aus persönlicher Neigung, aus der echten Freude am Kunstwerk und ohne den Ehrgeiz zur Vollständigkeit entstanden. Als Ganzes gibt sie einen

Frau
Dr. Leonie Reygers,
die Leiterin
des Dortmunder
Ostwall-Museums



fesselnden Querschnitt durch den deutschen Expressionismus.

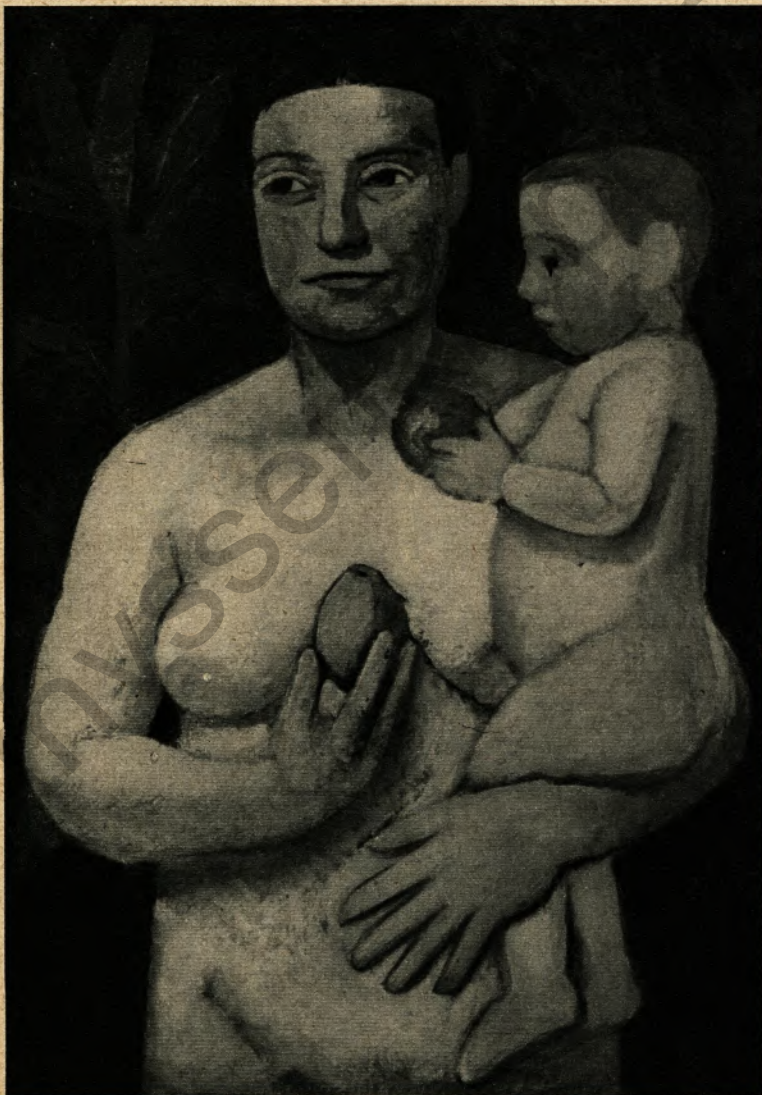
Für das Museum am Ostwall, das bereits über einen kleinen, aber qualitätvollen Grundstock von Werken des Expressionismus verfügte, der sich mit dieser Sammlung auf das glücklichste verbinden ließ, lag hier die einmalige Chance zu einem sinnvollen Ausbau. Die Stadt Dortmund erkannte diese Chance, aber auch die Öffentlichkeit, Presse, Bürgerschaft und Industrie nahm lebhaft interessierten Anteil. Als erste stellte die Hoesch-Werke ihre großzügige Mithilfe zur Verfügung, um die Sammlung für Dortmund zu sichern. Durch das Mäzenatentum des Dortmunder Bankiers Bröckelschen ist die Sammlung Gröppel dann zunächst als Leihgabe in das Museum gekommen. Sie wird nach drei Jahren von der Stadt Dortmund erworben. Nach einem so großartigen Auftakt dürfen wir weiter auf die tatkräftige Unterstützung aus den Kreisen der Bürgerschaft und der Industrie hoffen, um das glücklich Begonnene auch glücklich weiterführen zu können.

Nach welcher Richtung hin soll der Museumsbesitz weiter ausgebaut und vervollständigt werden?

Es wird gewiß eine Aufgabe des Museums sein, diese Privatsammlung deutscher Expressionisten, in der noch wesentliche Namen fehlen, systematisch zu einer umfassenden Museumssammlung auszubauen; nicht zuletzt die starke und reichhaltige Graphikabteilung der Gröppel-Sammlung, die den Museumsbesuchern die Möglichkeit geben soll, sich ständig über die Hauptströmungen in der Kunst des 20. Jahrhunderts zu unterrichten.

Welches Echo hat die Gröppel-Sammlung bei der Bevölkerung gefunden?

Wir wären glücklich, wenn die ungewöhnlich starke und lebendige Resonanz, die diese große Bereicherung des Museums in weiten Kreisen der Bevölkerung – und weit über Dortmund hinaus – gefunden hat, unsere Arbeit auch weiterhin begleiten würde. Sie hat ja erneut bewiesen, daß den Menschen des Ruhrgebietes die Auseinandersetzung mit der Kunst unseres Jahrhunderts weithin zu einer geistigen Notwendigkeit geworden ist.



Paula Modersohn-Becker:
Mutter und Kind

Bilder des deutschen Expressionismus

Vierzig bis fünfzig Jahre trennen uns von der Zeit, da die Bilder der Gröppel-Sammlung im Dortmunder Ostwall-Museum geschaffen wurden. Erst heute beginnen Kunst und Künstler jener Jahre der Allgemeinheit bewußt zu werden. Es gibt viele Wege, künstlerischem Schaffen nahezukommen, zum Verständnis dieser Malerei hilft es sehr, ihre geistigen Kräfte und historischen Grundlagen in aller Knappheit aufzuzeigen. Mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, dem Jahrzehnt des Impressionismus, ist zu beginnen.

Unbekümmerte Lebensfreude, Sommer-Sonntagstreiben: Ruderer, Segler, Spaziergänger, bunte Fahnen, flirrendes Sonnenlicht. Freudiger Überschwang, sinnensfrohes, unbedenkliches Einverständnis mit einer blühenden Welt – das war das Lebensgefühl dieser Jahre, die optimistische Stimmung der bürgerlichen Epoche, das entfaltet sich in der Malerei von Monet, Sisley, Renoir. Die große Kunstwende wird heraufgeführt von den Ahnherren der modernen Malerei: Cézanne, Gauguin, van Gogh. Entscheidend ist, daß sich des Künstlers Verhältnis

zur Umwelt wandelt, schrittweise, aber von Grund auf. Galten die verflossenen Jahrhunderte europäischer Malerei der schrittweisen Eroberung der optischen Erscheinungen der Dinge, dem Bemühen um die Wirklichkeit – letzte Stufe ist der Impressionismus –, so beginnt jetzt die Auseinandersetzung des künstlerischen Menschen mit der Umwelt, der Kampf mit der Wirklichkeit.

Paula Modersohn-Becker

Es bedarf der Zeit, bis wiederum eine neue Generation das bahnbrechende Erbe von Cézanne, Gauguin, van Gogh sich zu eigen machen und vorwärtstreiben kann. Um 1905 bricht in Frankreich und Deutschland das an, was wir Expressionismus zu nennen pflegen.

Am Anfang steht das Werk einer jungen Frau, der Paula Modersohn-Becker. „Das Schönste wäre ja, wenn ich jenes unbewußte Empfinden, was manchmal leicht und lieblich in mir summt, figürlich ausdrücken könnte“, schreibt sie schon 1898. Empfindung und Ausdruck ist die

Forderung des Expressionismus. In großartiger Steigerung ist ihr nur siebenjähriges Schaffen diesem Ziel entgegengereift. Erregung, Leidenschaft, zuckende Bewegung, die die ersten Jahre des Expressionismus kennzeichnen, sind der Kunst dieser jungen Frau fremd. Ihrem seelischen Empfinden gibt sie ruhige, einfach-große Gestalt. Von schwerer, stiller Mächtigkeit sind ihre Landschaften, Stilleben, Menschen. Die Erde, ihre dunklen, tiefen Farben, die Bäume und Pflanzen, die ihr entwachsen, die Menschen, die innig verbunden mit ihr leben – das bewegt die Seele der jungen Frau. Sie spürt die Kräfte der Natur in allen diesen Erscheinungen. Die ganze andächtige Ergriffenheit ihrer Seele, die Stärke, Innigkeit und Wärme ihres Gefühls vertraut sie diesen Leibern an, die wie reife, schwere Früchte sind – voll der elementaren Lebenskräfte der Erde.

Einunddreißigjährig stirbt sie, auf dem Gipfel ihres Glücks, als Sehnsucht und Bestimmung sich erfüllen und sie Mutter wird – im November 1907, drei Wochen nach der Geburt ihres ersten Kindes.



▲ Ernst Ludwig Kirchner: Mondnacht auf der Staffel



◀ Otto Müller: *Waldsee mit zwei Akten*

Ernst Ludwig Kirchner und die „Brücke“

Geballt und gesteigert bricht sich der Expressionismus Bahn im Schaffen der „Brücke“. Unter diesem Namen vereinigen sich 1905 in Dresden die Architekturstudenten Kirchner, Heckel, Schmidt-Rottluff zu einer engen Künstlergemeinschaft. Getragen von einem starken Sendungs- und Elitebewußtsein, im Glauben an eine bessere Zukunft für Leben und Kunst,

macht die Gruppe gegen das selbstzufriedene Bürgertum Front und fordert in ihrem Programm die Jugend auf, „sich Arm- und Lebensfreiheit gegenüber den wohlangeordneten älteren Kräften zu verschaffen“.

In gemeinsamer Arbeit bilden die Brücke-Maler ihren Stil aus. Ausdruck ist ihnen alles. In direktem, brutalem Angriff gehen sie die Naturformen an und gewinnen aus ihnen, durch fast gewaltsame Deformierung, knappe Ausdrucks-

zeichen. Einfache, holzschnittartige Konturen und starke, ungebrochene Farbflächen sind ihre Mittel. Ernst Ludwig Kirchner, 1880 geboren, ist der Angriffslustigste und Empfindsamste unter ihnen. Als die Gruppe 1911 nach Berlin übersiedelt, findet er in der Großstadtgesellschaft ein erregendes Objekt. In flackernden, zuckenden Zeichen fängt er die hektische Unnatur und Künstlichkeit der Großstadt, die aufgeputzte Phantastik und starre Maskenhaftigkeit der Menschen auf der Straße ein. Schwerkrank kommt Kirchner 1917 nach Davos und zieht sich nach längeren Sanatoriumsaufenthalten in eine Hütte hoch in den Alpen zurück. Hier wird der geniale Schilderer des Großstadtlebens von der Natur überwältigt, der Majestät und Einsamkeit des Hochgebirges. Die „Mondnacht auf der Staffei“ ist beredtes Zeugnis für Kirchners Erlebnis des Hochgebirges, wie ein geheimnisvolles Zeichen steht der Mond am Himmel, ein Licht ausgießend, das die Welt verzaubert. Losgelöst von den Zufälligkeiten einer bestimmten Gegend, will dieses Bild die elementare Schönheit des Hochgebirges verkünden. Kein Abbild äußerer Wirklichkeit, vielmehr Zeugnis der Ergriffenheit vor den Wundern dieser Bergwelt.

Tiefe Hoffnungslosigkeit, hervorgerufen durch die Verschlimmerung seines Leidens und die Ächtung seiner Kunst in Deutschland, treibt Kirchner 1938 in den Freitod.

▼ Wilhelm Morgner: *Einzug in Jerusalem*





August Macke: Großer zoologischer Garten



Otto Müller

Im Jahre 1911 stößt Otto Müller zur „Brücke“. Von der Mutter her hat er Zigeunerblut. Klein, mit gelbem Gesicht und blauschwarzen Haaren ist er als Mensch und Künstler ein eigenartiger Klang in der Brücke-Gemeinschaft. Leise Trauer liegt über seinen Landschaften mit den hohen Bäumen, stillen Wassern und zarten Akten. In ihnen erschafft sich der Heimatlose ein melancholisches Paradies, eine träumerische, sanfte Welt.

August Macke

Heitere, anmutige Töne erklingen in der Kunst August Mackes. „Er hat von uns allen den hellsten und reinsten Klang gegeben, so klar und hell wie sein ganzes Leben war“, ruft Franz Marc dem Freund nach, der mit siebenundzwanzig Jahren 1914 in der Champagne fällt. Reine Flächen von Rot, Gelb, Blau und Grün ordnen sich zu lauterem Wohlklang. Die menschlichen Gestalten, nur noch Figuren, sind eingebettet in diesen wunderschönen Zaubergarten, wandeln, still-betrachtend, wie im Traum zwischen den Gehegen, in ihrem stummen gesichtslosen Dasein den Tieren und Bäumen gleich.

In diese heiter-stille Farbenwelt verwandelt sich für Macke die Wirklichkeit. So erlebt er die Dinge, und so will er sie mitteilen als eine reine Harmonie, eine schwebende Ordnung, eine wohlklingende Poesie.

Wilhelm Morgner

„Ich will jetzt den Gott, der die Welt gemacht hat, die Kraft, die die Erde dreht und auf der Schöpfungslinie den Organismus entstehen läßt, in Farbe gebannt wissen . . . Ich will das Dasein in eine Farben-Formen-Symphonie verwandeln, in einen Lebensklang.“

Das sind Worte des jungen Soesters Wilhelm Morgner, der sechsundzwanzigjährig im ersten Weltkrieg bleibt.

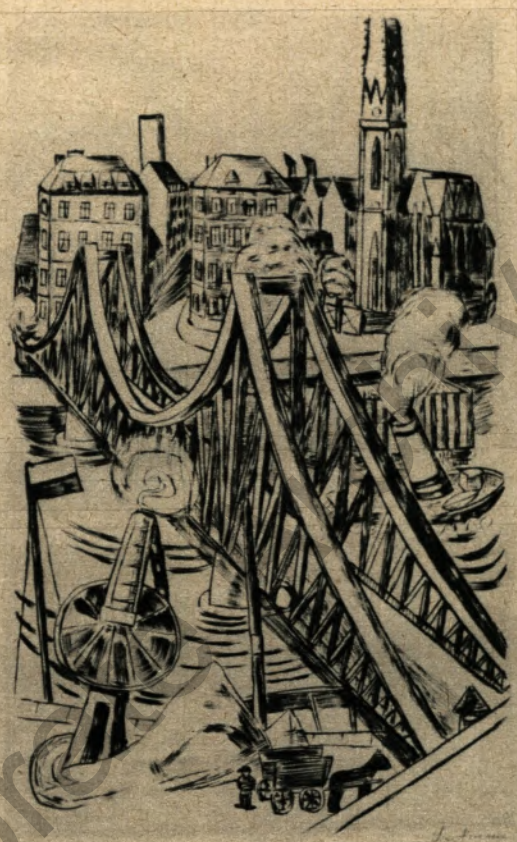
In der Tat, das biblische Thema „Einzug in Jerusalem“ wird unter seinen Händen zur überwältigenden Farbensymphonie. Die tiefe, brennende Farbe entrückt Schauplatz, Menschen und Dinge ins Unirdische, Schwerelose, macht die Darstellung zu mehr als nur einer Erzählung eines biblischen Geschehens. Ein heiliges Ereignis wird sichtbar, Raum und Zeit enthoben, aufgelöst in glühende Farbe.

Morgners Schaffen, in Sonderheit dieses Bild, ist Zeugnis der Wiederkehr eines echten religiösen Gefühls in der Kunst, einer großen Ergriffenheit und Erschütterung durch das Göttliche.

Oskar Kokoschka

Im Jahre 1920 zeichnet Kokoschka das Bildnis der Hermine Körner. Der erste Aufbruch der neuen Kunst lenkt schon wieder in ruhigere Bahnen, da beschwört gegen Ende des Krieges dieser dreißigjährige Österreicher eine zweite Welle des Unerhörten.

Aus fahrig hingefetzten Strichen ein flaches,



▲ Max Beckmann: Eiserner Brückensteg, Frankfurt a. M.

Bild links: Oskar Kokoschka: Bildnis Hermine Körner

weißes, hautloses Gesicht mit dunklen, leblosen Augen – dies beängstigende Bildnis scheint nicht mehr einer einzelnen Frau zu gehören. Übernervös reißt Kokoschka darin den gespenstischen Abgrund der von Krieg und Revolution geschüttelten Jahre auf.

Max Beckmann

Über dem winzigen, spielzeugartigen Fuhrmann entlädt sich ein gewalttätiges Leben. Wie ein riesiges Geschöß fährt die Brücke durchs Bild, Fluß und Schiffe geraten in kreisende Wirbel, fremd wie Kulissen stehen Kirche und Häuser vor dem beängstigenden Schauspiel. Ein Traumgesicht? Sicherlich, doch von eisenharter Realität und brutaler Wucht. Hier wird nicht geahnt, sondern bestimmt und eindeutig festgestellt, wie es sich verhält mit dem Wesen der Dinge, ihrer unbeteiligten Gleichgültigkeit, ihrer wilden Dynamik und bösen Dämonie. Von erregendem Reichtum und unerhörter Gegensätzlichkeit sind Gesicht und Gebärde des deutschen Expressionismus. Aus der drängenden Fülle konnten nur wenige Geister hier zu Wort kommen. Ihre Werke wie die der vielen Ungenannten verdienen unsere Anteilnahme als echte, aus der Erschütterung der Seele geborene Kunst, als ergreifende Zeugnisse unseres Lebensgefühls.

Fritz Endemann

Mehr Platz zum Spielen



1949 wurde von der Hoesch-Westfalenhütte innerhalb der Sport- und Erholungsanlagen der Kindergarten gebaut. 1953 mußte er aus Platzmangel zum erstenmal erweitert werden. Eine Jugendleiterin und vier Kindergärtnerinnen sorgten schon damals für vierzig und später für

65 Kinder. Trotzdem konnte man nicht alle Vormerkungen berücksichtigen. Man entschloß sich aus diesem Grunde zu einem Anbau, der nun in diesen Wochen fertig wurde. Nunmehr können in vier Aufenthaltsräumen hundert Kinder Aufnahme finden. Die dafür notwendig

gewordenen sanitären Anlagen wurden großzügig erweitert. Die Jugendleiterin, vier Kindergärtnerinnen und vier Schülerinnen, die ihr Praktikum zum hauswirtschaftlichen Abitur ableisten, betreuen die Kinder. Wir haben mit dem Fotoblink ins neue Haus hineingeleuchtet.



▲ Mit Ausdauer, Phantasie und Gestaltungswillen – die man im späteren Leben auch braucht – bauen sie eine Treppe und dann eine ganze Stadt mit den farbigen Steckbausteinen aus Kunststoff, und gemeinsam kommt man dabei schneller ans Ziel

◀ Dazu gehört schon Geschicklichkeit! Die Finger greifen nach den roten und weißen Plastikgliedern und fügen sie zu einem langen Zaun zusammen. Später wird Heiner noch einen ganzen Zeppelin daraus bauen. Ob er wohl davon träumt, mit ihm durch die Luft zu segeln?



Lok

ging in den Hoesch-Park in Pension

Nr. 16

„Ja, das ist sie!“ seufzte einer unserer Pensionäre, als er die alte Lok Nr. 16, die er viele Jahre lang gefahren hat, bei einem Spaziergang im Hoesch-Park entdeckte. „Jetzt ist sie auch pensioniert und doch noch zu etwas nütze.“ Ein arbeitsreiches Leben hat sie hinter sich. In ihrer 40jährigen Dienstzeit verbrauchte Lok Nr. 16 8000 Tonnen Kohle und verdampfte 60000 Kubikmeter Wasser. Mit 70 PS und 12 atü Wasserdruck brauchte sie sich vor ihren großen Brüdern, den Güter- und Schnellzuglokomotiven, nicht zu schämen. Sie beförderte in ihrer Dienstzeit etwa sechs Millionen Tonnen – Blöcke und Knüppel – durchschnittlich 500 Meter weit. Nun ist auch sie in den Ruhestand getreten. Aber wertlos ist sie deshalb gewiß nicht; unzählige Kinder freuen sich an ihr, und viele Eltern wundern sich in diesen Tagen, weil ihre Kinder nur noch einen Wunsch haben: Lokführer zu werden.

Werkstage

50 Altenessener Bergwerks-AG

- 8. 7. 1958 Paul Niehammer, Rangiermeister
Schachtanlage Fritz
- 1. 8. 1958 August Gleibs, Putzer
Schachtanlage Fritz
- 3. 8. 1958 Leonhard Meuden, Kauenwärter
Schachtanlage Fritz

Hoesch Bergwerks-AG

- 1. 8. 1958 Paul Sohlenkamp, Lokführer
Kaiserstuhl Westfeld

Hoesch-Westfalenhütte AG

- 17. 7. 1958 Heinrich Willmer, Kolonnenführer

Trierer Walzwerk AG

- 6. 7. 1958 Jakob Nink, Metallschneider
Werk Trier

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 15. 8. 1958 Theodor Janke, Abteilungsleiter

40 Altenessener Bergwerks-AG

- 4. 7. 1958 Karl Henning, Schießmeister
Schachtanlage Emil
- 15. 7. 1958 Johann Feggeler, Ausbauhelfer
Schachtanlage Fritz
- 17. 7. 1958 Wilhelm Urbanek, Bahnreiniger
Schachtanlage Fritz
- 25. 7. 1958 Gerhard Theissen, Tagesarbeiter
Schachtanlage Emil
- 1. 8. 1958 Agidius Strelczyk, Kesselwärter
Schachtanlage Fritz
- 11. 8. 1958 Franz Passek, Grubenloführer
Schachtanlage Fritz
- 12. 8. 1958 Johann Kulage, Ausbauhelfer
Schachtanlage Emscher

Hoesch Bergwerks-AG

- 1. 7. 1958 Heinrich Pähler, Kauenwärter
Kaiserstuhl Ostfeld

Hoesch-Westfalenhütte AG

- 8. 7. 1958 Karl Busse, Elektrokarrenfahrer
- 19. 7. 1958 Karl Ziegler, Platzarbeiter
- 9. 8. 1958 Theodor Magiera, Werkschutzmann
- 12. 8. 1958 Heinrich Knarre, Verloader
- 20. 8. 1958 Adolf Seitmann, Vorarbeiter
- 28. 8. 1958 Josef Frerich, Hilfsarbeiter

Hoesch Walzwerke AG

- 29. 7. 1958 Adolf Bähler, Warmwalzer

Trierer Walzwerk AG

- 1. 7. 1958 Arno Lehmann, Hausmeister
Werk Langerfeld

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 1. 8. 1958 Heinrich Diemel, Schlosser

Becke-Prinz GmbH

- 1. 7. 1958 Paul Heymer, Handlungsbevollmächtigter
- 16. 7. 1958 Adolf Groll, Lager-Vorarbeiter

25 Altenessener Bergwerks-AG

- 1. 7. 1958 Johann Dielewski, Seilfahrtsmaschinist
Schachtanlage Radbod
- 1. 7. 1958 Hugo Greiwe, Obersteiger
Schachtanlage Fritz
- 1. 7. 1958 Karl Großkreutz, Ausbauhelfer
Schachtanlage Fritz
- 1. 7. 1958 August Jacob, Schießmeister
Schachtanlage Emil
- 1. 7. 1958 Paul Kokot, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 1. 7. 1958 Günter Länger, Heilgehilfe
Schachtanlage Emscher
- 1. 7. 1958 Johann Polenz, Anstreicher
Schachtanlage Carl
- 1. 7. 1958 Franz Zagermann, Grubenschlosser
Schachtanlage Fritz
- 14. 7. 1958 Walter Schliewe, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 19. 7. 1958 Albert Handkiewicz, Hauer
Schachtanlage Emil
- 22. 7. 1958 Kurt Zimmermann, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 26. 7. 1958 Karl Summek, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 1. 8. 1958 Emil Lange, Schreiner
Schachtanlage Carl
- 1. 8. 1958 Willy Löffek, Elektrohaue
Schachtanlage Fritz
- 1. 8. 1958 Friedrich Quest, angel. Elektriker
Schachtanlage Carl
- 1. 8. 1958 Johann Slaski, Maschinenputzer
Schachtanlage Fritz
- 5. 8. 1958 Heinz Blasing, Hauer
Schachtanlage Emscher
- 3. 8. 1958 Josef Michels, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 3. 8. 1958 Erich Plumhoff, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 5. 8. 1958 Max Schmelter, Tagesarbeiter
Schachtanlage Emil
- 7. 8. 1958 August Hinz, Schreiner
Schachtanlage Carl
- 8. 8. 1958 Hermann Gehrman, Vorarbeiter
Schachtanlage Carl
- 12. 8. 1958 Wilhelm Synak, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 14. 8. 1958 Hermann Nebel, Fördermaschinist
Schachtanlage Radbod
- 14. 8. 1958 Wilhelm Padberg, Schreiner
Schachtanlage Carl
- 16. 8. 1958 Karl Boese, Schlosser
Schachtanlage Emil
- 25. 8. 1958 Wilhelm Neumann, Hauer
Schachtanlage Emil
- 25. 8. 1958 Fritz Bromberger, Ausbauhelfer
Schachtanlage Fritz
- 25. 8. 1958 Karl Jochum, Zimmerhaue
Schachtanlage Radbod
- 25. 8. 1958 Fritz Pattberg, Hilfs-Zimmerhaue
Schachtanlage Radbod
- 28. 8. 1958 Rudolf Alsdorf, Ofenarbeiter
Kokerei Emil
- 28. 8. 1958 Franz Koebbert, Zimmermeister
Schachtanlage Carl
- 28. 8. 1958 Wilhelm Lohmann, Schlosser
Kokerei Emil

Werkstaten

28. 8. 1958 Hermann Tschampke, Masch.-Steiger
Schachtanlage Radbod
29. 8. 1958 Heinrich Hennig, Schlepper
Schachtanlage Radbod

Hoesch Bergwerks-AG

8. 7. 1958 Heinz Roth, Anschläger
Kaiserstuhl Ostfeld
12. 7. 1958 Johann Hesterwerth, Platzarbeiter
Fürst Leopold-Baldur
20. 7. 1958 Heinrich Endemann, Hauer
Fürst Leopold-Baldur
24. 7. 1958 Alfred Bock, Vermessungssteiger
Verwaltung
28. 7. 1958 Hermann Haselhoff, Anschläger
Fürst Leopold-Baldur
31. 7. 1958 Hermann Hauke, Hauer
Kaiserstuhl Ostfeld
1. 8. 1958 Karl Holtei, Ausbauhelfer
Kaiserstuhl Ostfeld
1. 8. 1958 Otto Wiersbowski, Hauer
Kaiserstuhl Westfeld
17. 8. 1958 Karl Junge, Maschinensteiger
Kaiserstuhl Westfeld
18. 8. 1958 Alfons Koch, Hauer
Fürst Leopold-Baldur
24. 8. 1958 Otto Bracht, Ausbauhelfer
Kaiserstuhl Ostfeld
24. 8. 1958 Bernhard Kumetz, Pfortner
Fürst Leopold-Baldur
24. 8. 1958 Emil Mummenthey, Hauer
Kaiserstuhl Ostfeld
25. 8. 1958 Gustav Ullrich, Meisterhauer
Kaiserstuhl Westfeld
28. 8. 1958 Leo Szuchowski, Hauer
Kaiserstuhl Ostfeld
28. 8. 1958 Bruno Tegeler, Bauführer
Kaiserstuhl Ostfeld
31. 8. 1958 Gustav Jorg, Akkufahrer
Kaiserstuhl Ostfeld
31. 8. 1958 Friedrich Kolling, Grubensteiger
Kaiserstuhl Ostfeld

Hoesch-Westfalenhütte AG

1. 7. 1958 Heinrich Heymann, Laborant
4. 7. 1958 Franz Bromund, Lufthammermann
10. 7. 1958 Wilhelm Hohlweg, Sachbearbeiter
17. 7. 1958 Fritz Jakobi, Kesselwärter
21. 7. 1958 Karl Losse, Kokillenmann
25. 7. 1958 Walter Bollweg, Kesselwärter
25. 7. 1958 Walter Brock, kfm. Angestellter
28. 7. 1958 Hans Schmidt, Meister
1. 8. 1958 Artur Klatt, Wasserwärter
17. 8. 1958 Werner Elker, Hilfswalzer
17. 8. 1958 Walter Kötting, Werkschutzmann
17. 8. 1958 Helmut Loth, Normalspurlokführer
17. 8. 1958 Eduard Weichmann, Wiegemeister
17. 8. 1958 Walter Zabrotzki, Kesselwärter
18. 8. 1958 Walter Boldt, Schmelzer
20. 8. 1958 Heinr. Wiedenstridt, Walzentransporteur
21. 8. 1958 Heinrich Becker, Schlosser
21. 8. 1958 Otto Lange, Glüher
23. 8. 1958 Reinhard Freund, Vorarbeiter
23. 8. 1958 August Kionza, Werkschutzmann
23. 8. 1958 Albert Kiwall, Kauenwärter
23. 8. 1958 Karl Luck, Schlosser
25. 8. 1958 Hermann Sasse, Maurer

24. 8. 1958 Wilhelm Abhöb, Meister
24. 8. 1958 Adalbert Erlemann, Klempner
24. 8. 1958 Heinrich Heckenmüller, Schlosser
24. 8. 1958 Heinrich Jäger, Betriebsmonteur
24. 8. 1958 Gustav Mallwitz, Erzeinhacker
24. 8. 1958 Max Spanka, Winderhitzerwärter
24. 8. 1958 Wilhelm Strumberg, Rohmehlmüller
28. 8. 1958 Thomas Jasiak, Maschinist
29. 8. 1958 Wilhelm Grass, Schlosser
29. 8. 1958 Wilhelm Prange, Kauenwärter
29. 8. 1958 Heinrich Strothmann, Schlosser
29. 8. 1958 Heinrich Temborius, Maschinist
30. 8. 1958 Josef Glang, Adjustage-Vorarbeiter
30. 8. 1958 Erich Große-Tigges, Maschinist
30. 8. 1958 Fritz Sostwähner, Krananhänger
31. 8. 1958 Hermann Berghaus, Werkmeister
31. 8. 1958 Wilhelm Kuhaupt, Maschinist
31. 8. 1958 Franz Wirtz, Obermeister

Hoesch Walzwerke AG

7. 7. 1958 Walter Müller, Betriebsangestellter
10. 7. 1958 Wilhelm Boecker, Betriebsangestellter
10. 7. 1958 Alex Goebel, Walzenschleifer
10. 7. 1958 Fritz Mohr, Hilfskontrolleur
10. 7. 1958 Georg Schlotmann, Pfortner
16. 7. 1958 Karl Brakelmann, Kranfahrer
18. 7. 1958 Hugo Jürgens, Kaltwalzer
14. 8. 1958 Josef Gerbersmann, Federnarbeiter
23. 8. 1958 Wilhelm Maurer, Federnarbeiter
29. 8. 1958 Georg Röttgers, Federnarbeiter

Dortmunder Drahtseilwerke GmbH

1. 8. 1958 Karl Marheineke, Drahtseiler
1. 8. 1958 Robert Schneider, Drahtseilspleißer
2. 8. 1958 Fritz Schäfer, Drahtseiler

Schmiedag AG

1. 8. 1958 Erich Wehrmann, Kontrolleur
Werk Grüntal
24. 8. 1958 Franz Rasche, Schmied
Werk Ruegenberg

Trierer Walzwerk AG

5. 8. 1958 Nikolaus Görgen, Kraftfahrer
Werk Trier
5. 8. 1958 Nikolaus Roth, Kaltwalzer
Werk Trier
16. 8. 1958 Ernst Nolte, Lagerarbeiter
Werk Langerfeld

Maschinenfabrik Deutschland AG

22. 7. 1958 Wilhelm Brusat, Platzarbeiter
24. 7. 1958 Fritz Kökenhoff, Vorarbeiter

Hoesch Eisenhandel mbH

1. 8. 1958 Fritz Malkuss, Pfortner
23. 8. 1958 Karl Neumann, Kranführer

Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH

25. 7. 1958 Wilhelm Görres, 1. Maschinist
Zweigniederlassung Duisburg-Ruhrort

Die Vogeltränke

Es ist manchmal so einfach und dazu noch billig, sich selbst und seinen Angehörigen eine Freude zu machen. Und wenn hier von der Vogeltränke erzählt wird, so soll damit auf eine solche Gelegenheit hingewiesen werden. Wer sie in seinem Garten oder vor dem Fenster aufstellt, der kann sich an dem munteren Treiben einer großen Zahl von Vögeln ergötzen und wird nur oft bedauern, nicht genügend Zeit zur Verfügung zu haben. Eigentlich wäre oft anstatt Vogeltränke die Bezeichnung Vogelbad eher angebracht, denn von Februar bis Dezember – solange das Wasser nicht gefroren ist – tummeln sich die Vögel darin. Und wie eifrig sie kommen, und wie eifrig sie plätschern! Wenn es so kalt ist, daß es uns gewiß nicht mehr nach einem Freibad gelüstet, so marschieren sie schon am frühen Morgen auf. Da kam einmal – das Thermometer zeigte knapp acht Grad – zuerst eine Blaumeise, um zu baden. Einige Spatzen sahen ihr zu, hielten sich aber hübsch zurück, solange die Blaumeise im Wasser war. Aber nach ihr gingen alle drei ins Bad, und die „Dreckspatzen“ zeigten, daß sie ihren Schimpfnamen zu Unrecht haben. Nach ihnen kam das Rotkehlchen, das seit November im Garten war. Vor ihm nahmen die Spatzen Reißaus und überließen ihm das Bad. Anschließend plätscherten zwei Buchfinken im Wasser und danach noch eine Amsel. Wohlig ließen sie das Wasser über sich hinunterrinnen und schüttelten sich dann, daß es weithin spritzte. Es war eine Freude, dem Treiben zuzusehen.

Und wie sieht ein Vogelbad aus? Man kann es auf mancherlei Weise gestalten, und muß nur darauf achten, daß es vor anschleichenden Katzen gesichert ist. Am einfachsten ist der Untersatz eines größeren Blumenkastens aus verzinktem Eisenblech, etwa $20 \times 40 \times 3\frac{1}{2}$ cm groß. Er muß natürlich mit einer Farbe oder mit Inertol gestrichen werden, denn der Metallglanz würde die Vögel erschrecken. Einige flache Steine im Wasser bilden Inseln und erlauben es, tieferes und seichteres Wasser aufzusuchen. Den unschönen Blechrand kann man leicht mit Moos abdecken, außerdem blühen ja im Garten ringsum Blumen.

Wer sich eine größere Vogeltränke herstellen will, der zerschneide einen alten Autoreifen der Länge nach in zwei gleiche Teile; so entstehen dann gleich zwei Bäder. Man läßt sie ins Erdreich ein, und zwar ein wenig schräg, so daß das Wasser auf der einen Seite tiefer ist. Mit Moos kann man auch hier wieder nachhelfen. Dieses Bad hat den Vorzug, daß es auch bei großer Kälte nicht kaputt geht.

Der Bund für Vogelschutz in Giengen/Brenz gibt eine Vogeltränke heraus, die aus Beton hergestellt wird und einen kleinen See darstellt. Natürlich paßt sie besser in die Umgebung hinein als Gummi und Blech. Man kann mit Leichtigkeit selbst ein solches Bassin herstellen, wenn man in eine flache Form aus Brettstückchen engmaschiges Drahtgeflecht und einige Eisenstäbe als Armierung einlegt und diese mit einer Mischung aus vier Teilen Sand und einem Teil Zement ausgießt und das Bad dann formt.

Wer keinen Garten hat, dem ist zu empfehlen, sich für wenig Geld vom Spengler eine flache Wanne aus verzinktem Eisenblech in der Größe $15 \times 35 \times 3\frac{1}{2}$ cm herstellen zu lassen und sie vor dem Fenster aufzustellen. Natürlich muß auch sie gestrichen werden, damit sie nicht glänzt.

Wichtig ist, daß im Vogelbad das frische Wasser nie ausgeht, so daß sich die Vögel daran gewöhnen können; in einer Pfütze badet nicht einmal ein Spatz gern.

Die Wassertonne im Garten kann von den Vögeln nur dann zum Trinken aufgesucht werden, wenn darin ein Rost aus Latten schwimmt; zum Baden eignet sie sich überhaupt nicht. Fehlt der Rost, so ertrinken öfters Jungvögel darin, die den Durst stillen möchten und den Halt verlieren.

Kein Vogelfreund sollte sich die Freude eines Vogelbades entgehen lassen; die kleine Mühe, die man mit ihm auf sich nimmt, lohnt sich hundertfach.

Otto Glück

Jugend im Zwiespalt

Mein Nachbar, dessen halbwüchsiger Sohn in der Oberschulklasse neben dem meinen sitzt, trat an den Gartenzaun. „Na“, nickte er, „was sagen Sie denn zu dem Ding, das Ihr Junge gedreht hat?“

„Ding gedreht?“ fragte ich.

„Nun ja, die Geschichte mit dem roten Kater!“

„Nicht, daß ich wüßte!“

„Das wissen Sie nicht?“ rief er erstaunt. „Dann möchte auch ich nichts gesagt haben. Habe die Ehre!“ Er winkte mir zu und entfernte sich.

Mittags hörte ich Wolfgang, der aus der Schule heimkam, im Treppenhaus pfeifen. Ich rief ihn in mein Zimmer. „Sag mal“, begann ich, „wie heißt doch gleich der Lehrsatz von der kürzesten Verbindung zwischen zwei Punkten, den ihr kürzlich in der Schule durchgenommen habt?“

„Aber Papa! Den kennst du wirklich nicht? Das ist doch kalter Kaffee. Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist die Gerade!“

„Na also“, sagte ich. „Doch kalter Kaffee ist dieser Satz nicht. Er gilt auch im menschlichen Leben und bedeutet, daß der gerade Weg der beste ist!“

Wolf sah mich an. „Warum sagst du mir das? Ich habe es doch nicht bestritten.“

„Aber du hast nicht danach gehandelt! Ich habe die Geschichte mit dem roten Kater auf Umwegen erfahren. Warum bist du

nicht geradewegs zu mir gekommen, um zu beichten, das und das sei passiert? Hast du kein Vertrauen mehr zu mir?"

„Was heißt Vertrauen“, sagte er brummig. „Ich wollte dich nicht mit dieser Sache belasten. Wer war denn der Strolch, der mich verpetzt hat?“

„Wie sprichst du eigentlich mit mir?“ rügte ich. „Erstens ist unser Nachbar kein Strolch, und zweitens hat er nicht gepetzt. Was die Spatzen von den Dächern pfeifen, bleibt auch deinem Vater nicht verborgen.“

„Entschuldige“, nuschelte er.

„Lebt wenigstens der rote Kater noch?“ fragte ich von ungefähr.

„Ich bin doch ein Tierfreund!“ verwahrte er sich. „Dem Kater wurde kein Haar gekrümmt. Ich habe ihn bloß eingefangen, über Nacht in unsern Schuppen gesperrt und am andern Morgen zu Fräulein Klingenschmitt zurückgebracht.“

„Und Fräulein Klingenschmitt?“

„Hat mir fünf Mark in die Hand gedrückt als Belohnung.“

„Na und? Was geschah mit dem Geld?“

„Das habe ich dem Trübspitz gegeben.“

„Wer ist Trübspitz?“

„So nennen wir unsern Klassenlehrer. Er hat das Geld eingesammelt für den Schulausflug am letzten Mittwoch. Zwei aus unsrer Klasse hätten nicht mitfahren können, weil es ihren Eltern nicht möglich war, zwei Mark fünfzig beizusteuern. Da habe ich das Geld von Fräulein Klingenschmitt hingeschmissen, und der Ruckdeschel und der Hebetanz konnten mitfahren.“

„Eines ist mir noch unklar“, forschte ich weiter. „Wieso wußtest du, daß der rote Kater Fräulein Klingenschmitt gehört?“

„Das weiß ich schon lange! Ungefähr vor einem halben Jahr, da hing an der Molkerei ein Pappdeckel, und darauf stand, daß ein roter Kater entlaufen sei. Abzugeben gegen fünf Mark Belohnung bei Klingenschmitt. – Damals hat sich mein Freund Willi das Geld verdient, und der hat mir den roten Kater gezeigt, ehe er ihn ablieferte.“

„Soso“, sagte ich. „Und wo hast du neulich das Tier entdeckt?“

„In – der – Gartenstraße.“

„Wohnt dort nicht Fräulein Klingenschmitt?“

„Schätze.“

„Unterlaß diese Cowboysprache und drücke dich deutlich aus! Der Kater bewegte sich also in der Nähe von Klingenschmitts Grundstück?“

„Am – Gartenzaun“, gestand Wolf zögernd und atmete tief und hörbar ein.

Mir schwante nichts Gutes. „Und dort hast du das Tier eingefangen?“

Wolf betrachtete seine Fingernägel. „Ja“, nickte er.

„Aha!“ sagte ich. „Ließ sich denn der Kater ohne weiteres mitnehmen?“

„Ich habe ihn einfach in die Kiste gesteckt, die ich zufällig auf dem Gepäckträger vom Fahrrad hatte.“

„Was es doch für merkwürdige Zufälle gibt! Und womit hast du das Tier angelockt? Vielleicht hattest du zufällig auch einen Wurstzipfel dabei?“

„Keinen Wurstzipfel“, sagte er kleinlaut, „nur eine weiße Maus. Ich hatte ihr meine Angelschnur ans Hinterbein gebunden und sie am Zaun hinrascheln lassen, und als der Kater die Maus gehört hat, ist er übers Staket geklettert und auf sie los. Und da habe ich ihn abgefangen.“

„Mit anderen Worten“, sagte ich scharf, „du hast den roten Kater geraubt, um ihn zurückbringen zu können und den Finderlohn einzuheimsen! Du solltest dich schämen!“

„Fräulein Klingenschmitt ist doch reich, Papa“, sagte er einschmeichelnd. „Bei der spielen fünf Mark keine Rolle, und das Geld war doch für eine gute Tat?“

„Wenn schon“, sagte ich. „Die Sache ist unfair! Du wirst Fräulein Klingenschmitt das Geld aus deiner Sparbüchse zurückerstatten und dich entschuldigen! Zur Strafe hast du morgen nachmittag Stubenarrest.“

Am schulfreien Samstagnachmittag saß Wolf mit bewölkter Stirn in seinem Stübchen vor seinen Büchern. Am Abend, ehe seine Mutter und ich ausgingen, brachten wir ihm das Essen und sagten ihm gute Nacht.

Als wir anderthalb Stunden später heimkehrten, sahen wir bei ihm noch Licht. „Ich will mal nachsehen“, sagte meine Frau. Nach einer Weile kam sie sprachlos zu mir und führte mich ins Kinderzimmer im Erdgeschoß.

Das Fenster war halb geöffnet. Der Junge schlief mit verklärtem Gesicht. Auf dem Tisch neben dem Bett waren wie bei einer Bescherung alle möglichen Dinge aufgebaut: eine Flasche Apfelsaft, eine Tafel Schokolade, vier Orangen, ein Band Karl May, ein Batisttuchlein mit dem eingestickten Namen „Felizitas“, eine Taschenlampenbatterie, ein Fahrradwimpel, ein silbernes Armkettchen, eine kleine Mettwurst, eine Mundharmonika, ein Satz Briefmarken von Liechtenstein, drei Stück Streuselkuchen, ein toter Hirschkäfer und schließlich ein Stock Alpenveilchen mit weißer Kreppmanschette und einer von Namenszügen strotzenden Karte. Darauf stand: „Herzliches Klassenbeileid zum Stubenarrest!“

Am anderen Morgen fragte ich Wolf, indem ich auf die Geschenke seiner Mitschüler hinwies, ob er nun glaube, ein Held zu sein.

„Nein“, sagte er nachdenklich, „das nicht. Ich habe es mir überlegt. Man kann einem Kameraden nicht helfen, wenn es auf krumme Tour geschieht. Ich werde es der Klasse sagen.“

„Das ist ein Wort!“ sagte ich anerkennend und drückte ihm versöhnlich die Hand.

Gert Lynch

Foto-Wettbewerb

Bild nebenstehend: Mittagspause

Helmut Schneider, Westfalenhütte AG

Bild Mitte links:

Libelle bei der Eiablage

Paul Slawitzky,
Federnwerk Hohenlimburg

Bild Mitte rechts:

Für ein Stück Zucker mach' ich alles

Karl Bornemann, Westfalenhütte AG

Bild unten links:

Fische im Aquarium

Heinrich Kosytorz, Schmiedag AG

Bild unten rechts:

Guten Appetit

Hans Lohenkamp,
Maschinenfabrik Deutschland AG



